Benj. Ewert

1874 60 1934

Das 60-jährige Jubiläum
der mennonitischen
Ost-Reserve

19 35

Warte Verlag
Das 60-jaehrige Jubilaeum.

1874 — 60 — 1934

Das

60 - jährige Jubiläum

der mennonitischen Einwanderung

in

Manitoba

Canada

gefeiert am

1. August 1934

in

Steinbach

Manitoba

1935

Beiträge zur mennonitischen Geschichte. Heft 1

Herausgegeben vom Warte-Verlag, Steinbach, Man. Can.

Vorwort

Am 1. August 1934 wurde in Steinbach nach voraufgegangenen umfangreichen Vorbereitungen das Fest der Erinnerung an die Ankunft der ersten mennonitischen Einwanderergruppe in Manitoba gefeiert. Sechzig Jahre waren seit jenem Zeitpunkte verflossen. Unter den ca. 2000 Festgästen befanden sich etwa 200 Personen, die die Einwanderung der 70-er Jahre mitgemacht und die verschiedenen Geschehnisse jener denkwürdigen Zeit noch in Erinnerung hatten. Das Festvorbereitungskomitee hatte einige dieser Einwandererpioniere gebeten, auf dem Feste einiges aus ihren Erlebnissen und Beobachtungen in den Einwanderungs- und ersten Ansiedlungsjahren wiederzugeben. Der Wunsch, diese Mitteilungen der Pionieransiedler für die Nachkommen der Einwanderer und eventuell für spätere mennonitische Geschichtsforschung festzuhalten, gab die Veranlassung zur Herausgabe des vorliegenden Heftes. Seine Aufgabe ist also in keinem Falle, die Geschichte der mennonitischen Einwanderung in Manitoba darzulegen, sondern lediglich wiederzugeben, was auf dem Feste vorgetragen wurde, insoweit dieses sich auf Einwanderung und Siedelung bezieht.

Die einzelnen Beiträge wurden auf unser Ersuchen von den Rednern selber nachträglich (soweit es nicht schon vorher geschehen war) niedergeschrieben und von uns möglichst in ihrer ursprünglichen Fassung belassen.

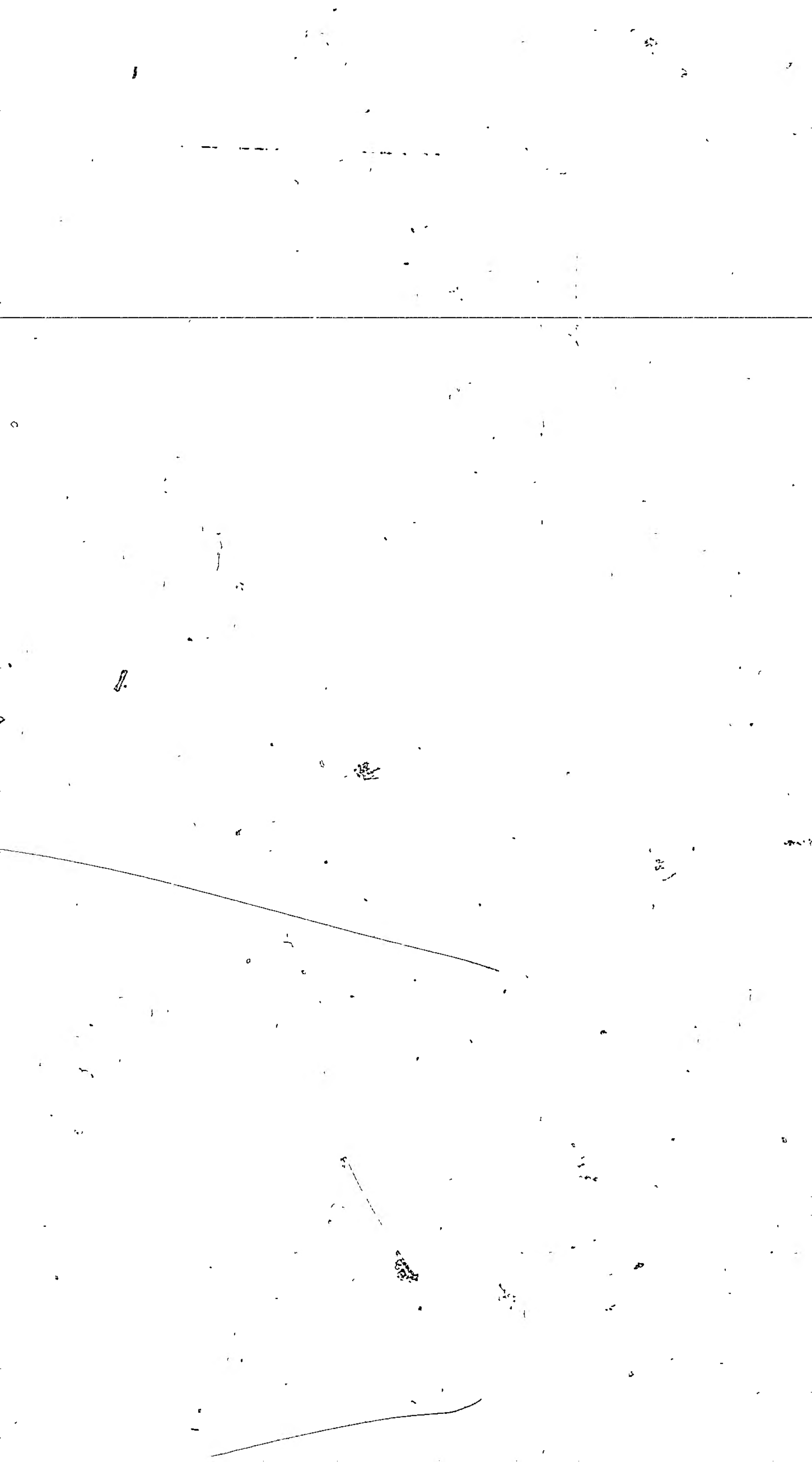
Außer den im Programme vorgesehenen Rednern kamen auch einige andere Gäste zu Wort. Auch von ihren Mitteilungen resp. Ansprachen haben wir einige aufgenommen. Außerdem bringen wir im Anhang noch etliche Zeitungsartikel, wie sie im Zusammenhang mit der Jubiläumsfeier in der „Post" und „Free Preß" erschienen.

Wir hoffen, daß dieses Büchlein viel Freunde findet, daß es insonderheit von Eltern, die die Bedeutung des Schrittes ihrer Vorfahren, als sie sich zur Auswanderung nach Canada entschlossen, erkannt haben, für ihre Kinder erworben wird, damit diese nie vergessen, welche Opfer es gekostet, ihnen ein Leben in Frieden und Ruhe zu sichern.

Warte-Verlag



Eine Gruppe der vor 60 Jahren eingewanderten Pioniere auf dem Jubiläumsfeste in Steinbach



Unten das Festprogramm, wie es für die Feier in 1200 Exemplaren gedruckt worden war und an die Festgäste verteilt wurde.

1874  **1934**

Programm

der

60-jährigen Gedenkfeier
der ersten Einwanderung von Mennoniten in Manitoba

veranstaltet am 1. August 1934
in Steinbach

Beginn der Feier um 9 Uhr morgens

1. Begrüßung von der Festleitung
2. Lied No. 1: Groß ist, Herr, Deine Güte (gesungen von der Festgemeinde)
3. Ansprache von Rev. A. Isaak
4. Ansprache von Rev. P. K. Töws
5. Ansprache von Rev. H. K. Dück
6. Lied No. 2: Danket dem Herrn .... (Festgemeinde)
7. Ansprache von Rev. G. F. Giesbrecht
8. Ansprache von Rev. B. P. Janz
9. Lied No. 3: Im Staub lobt meine Seel' (Festgemeinde)

Nachmittagfeier, beginnt um 2 Uhr

10. Lied No. 4: Wie groß ist des Allmächt'gen .... (Festgemeinde)
11. Einleitung von Aelt. Jacob Höppner
12. Nordend Chor: Womit soll ich Dich wohl loben
13. Ansprache von Hon. Albert Prefontaine
14. Mitteilungen von John Peterson
15. Männerchor: Danket dem Herrn
16. Mitteilungen aus dem Pionierleben von Joh. S. Friesen, Steinbach
17. Mitteilungen aus dem Pionierleben von G. Kehler, Bergthal
18. Bruderthaler Chor: Allein Gott in der Höh' sei Ehr

19. Mitteilungen aus dem Pionierleben von P. F. Sawatzky, Grünthal
20. Chortitzer Chor.
21. Mitteilungen aus dem Pionierleben von Joh. Oswald, Friedensfeld
22. Mitteilungen aus dem Pionierleben von Joh.K.Dück, Rosenort-Morris
23. Südend Chor
24. Freiwilliges
25. Riverviller Chor
26. Schlußbemerkungen von Rev. Joh. Warkentin, Winkler

Abendfeier, beginnt um ½8 Uhr

27. Männerchor: Lobe den Herren, den mächtigen....
28. Ansprache von Rev. H. K. Reimer
29. Gedicht von Maria K. Dück
30. Mitteilungen aus dem Pionierleben von K. W. Reimer, Steinbach
31. Bruderthaler Chor: Nun danket alle Gott
32. Mitteilungen aus dem Pionierleben von Joh. Isaac Friesen, Meade, Kansas
33. Südend Chor:
34. Mitteilungen aus dem Pionierleben von Peter T. Barkmann, Steinbach
35. Mitteilungen aus dem Pionierleben von P. K. Reimer, Steinbach
36. Freiwillige Bemerkungen von Isaak Braun und anderen
37. Schluß von Rev. Jak. W. Reimer
38. Schlußlied, No. 5: Unwiederbringlich schnell entflieht (Festgemeinde)



Festlieder
für den allgemeinen Gesang

No. 1

Mel. Auß meines Herzens Grunde

1. Groß ist, Herr, Deine Güte
Sehr groß ist Deine Treu'
In der Gerechten Hütte
Zeigt sie sich täglich neu,
Wenn sie in aller Not
Abwendet Angst und Leiden
Durch Trübsal führt zu Freuden
Und zwinget auch den Tod.

2. Dir, Herr, und Deinem Leiten,
Befehl' ich meinen Weg'
In schweren Unglückszeiten
Auf Dich die Sorg' ich leg'
In Hoffnung, daß Du mich
Wohl kannst davon befreien
Und durch ein gut Gedeihen
Ergötzen mildiglich.

3. Ja! Du kannst alles machen
Und bleibt auch gut gemacht:
Du führest alle Sachen,
Wie sie Dein Rat bedacht.
Tu' solches auch an mir,
So soll mein Herz mit Springen
Von Deiner Güte singen
Und freudig danken Dir.

No. 2

Mel. Aus tiefer Not und großer Bangigkeit

1. Danket dem Herrn für seine Freundlichkeit,
Des Güte währ't in Zeit und Ewigkeit.
So saget, die erlöste Seine Hand;
Und wer durch Ihn in Not Errettung fand.

2. Die Er aus Ländern hat von ferne her,
Von Auf- und Niedergang und auch vom Meer,
In Wüsten irrend und von Mitternacht
Von allerorts zusammen hat gebracht.

3. Auch die auf ungebahntem breiten Weg
Verschmachtet, hungrig, durstig, ohne Steg —
Und ihre Seele war so müd und matt,
Daß sie zur Wohnung fanden keine Stadt.

4. Die dann in ihrer Not zum Herren schrie'n,
Daß Er sie sollte aus den Aengsten zieh'n.
Die Er dann rettete durch seine Macht
Sie führend auf den rechten Weg gebracht.

5. Daß sie zur Wohnung kamen in die Stadt
Durch Seine Güt' und Wunder, die Er tat,
Die soll'n dem Herren dankbar sein dafür
Ihr Menschenkinder, danket Gott mit mir.

*

No. 3

Mel. „Den Hirten, die bei Nacht"

1. Im Staub' lobt meine Seel'
Dich, Herr Immanuel,
Schöpfer der Welt und Erde.
Lobt Menschen! mehr und mehr,
Daß Seines Namens Ehr'
Hoch ausgebreitet werde.

2. Dankt Gott! der, was nur lebt,
Sich regt, bewegt und bebt,
Erschuf und hat erhalten.
Er hat durch Seine Macht
Uns selbst an's Licht gebracht
Und läßt Sein' Güt' uns walten.

3. Bringt Gott doch regen Dank,
Ihr Menschen, lebenslang,
Laßt Seinen Geist euch treiben.
Dankt Ihm für alle Gnad'
Und gütige Wohltat:
So wird Er gnädig bleiben.

*

No. 4

Mel. O süßer Stand, o sel'ges Leben

1. Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüte
Den Dank erstickt, der Ihm gebührt?
Nein, Seine Liebe zu ermessen
Sei ewig meine größte Pflicht!
Der Herr hat mein noch nie vergessen,
Vergiß mein Herz auch Seiner nicht.

2. Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmut mich geleitet?
Er, dessen Rat ich oft verwarf.
Wer stärkt den Frieden im Gewissen,
Wer gibt dem Geiste neue Kraft,
Wer läßt mich so viel Gut's genießen?
Ist's nicht der Herr, der alles schafft?

3. Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren?
Und Seine Güte nicht versteh'n?
Er sollte rufen, ich nicht hören?
Den Weg, den Er mir zeigt, nicht geh'n?
Sein Will' ist mir ins Herz geschrieben;
Sein Wort bestärkt ihn ewiglich.
Gott soll ich über alles lieben
Und meinen Nächsten gleich als mich.

No. 5

Mel. Herr Jesu Christ Dich zu uns wend

1. Unwiederbringlich schnell entfliehn
Die Tage, die uns Gott geliehn;
Ein Jahr tritt ein und eilt davon,
Wie manches ist bereits entfloh'n.

2. Wir eilen mit dem Strom der Zeit
Stets näher hin zur Ewigkeit.
Du hast die Stunden zugezählt
Die letzte weislich uns verhehlt.

3. Herr unsres Lebens! mache Du
Uns selber recht geschickt dazu,
Daß nicht, indem wir sicher sind,
Der Tod uns unbereitet find'.

45. Ist einst die Zahl der Stunden voll,
Die unser Los entscheiden soll,
So führ uns aus der Prüfungszeit
Zu Deiner frohen Ewigkeit.



Die Namen der aktiven Mitarbeiter zur Ausführung der Gedenkfeier der großen 70ger Mennoniten-Einwanderung von Rußland nach Manitoba

Joh. K. Dück, Rosenort = Morris.
Heinrich L. Fast, Kleefeld.
Abr. K. Penner, Blumenort-St. Anne.
Peter F. Unger, Bumenhof-Giroux.
Joh. K. Töws, Blumenhof-Giroux.
Klaas J. B. Reimer, Steinbach.
Joh. C. Reimer, Blumenort-Steinb.
C. F. Barkman, Steinbach.
G. G. Kornelsen, Steinbach.
Julius G. Töws, Steinbach.
Jakob G. Kornelsen, Steinbach.
Joh. P. Rempel, Chortitz.
Gerhard F. Wiebe, Chortitz.
Joh. S. Martens, Grünthal.
Peter F. A. Braun, Grünthal.
Jakob H. Peters, Steinbach.
Franz Wiebe, Steinbach.
Peter G. Töws, Steinbach.
Gerhard Kliewer, Bristol-Steinbach.
K. B. Reimer, Steinbach.

Festleitung: K. J. B. Reimer,
Jul. G. Töws,
G. G. Kornelsen.



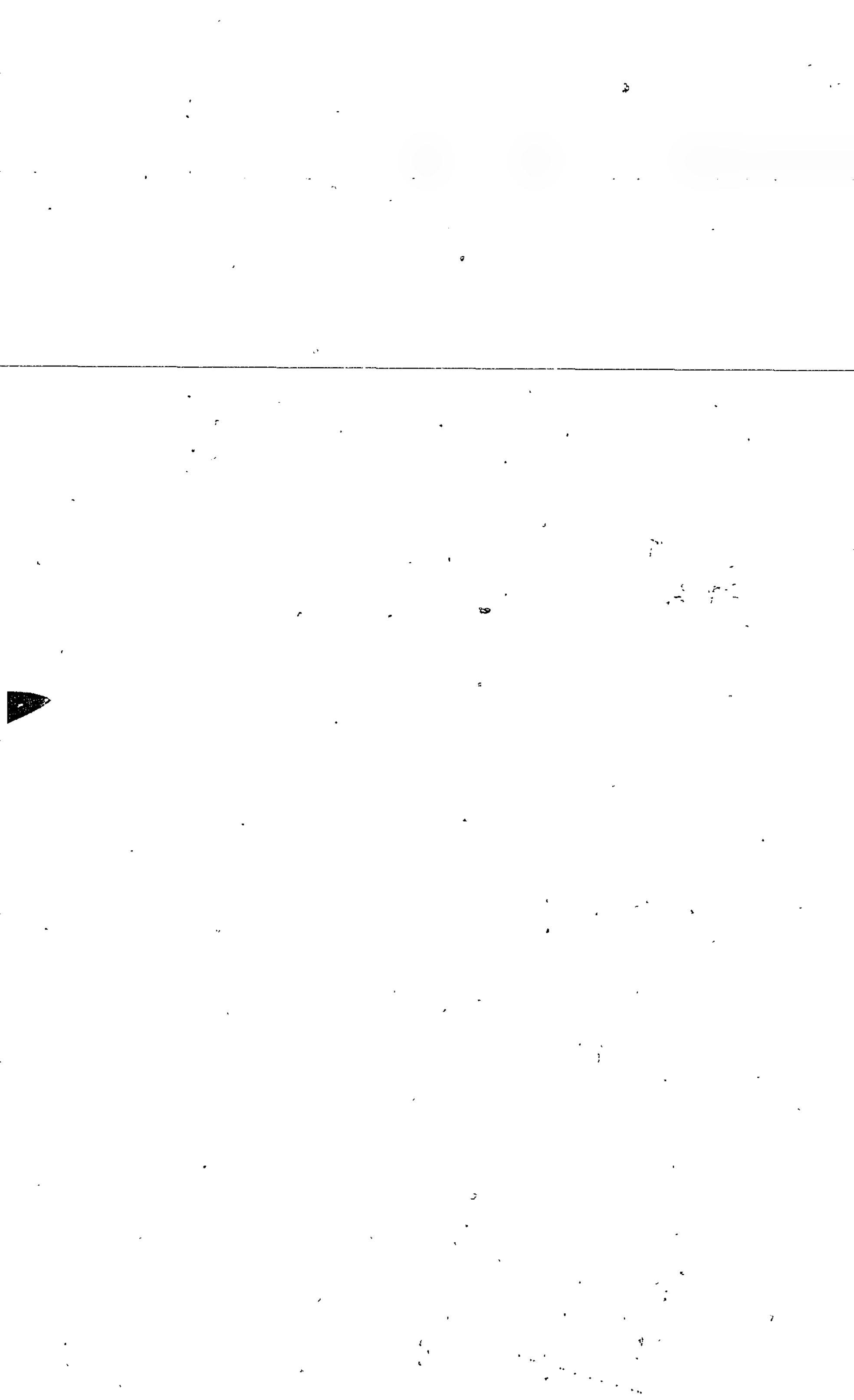
K. J. B. Reimer
(Farmer)
Vorsitzender des Festkomitees



J. G. Toews, B. A.
(Prinzipal der Steinbacher Schule)
Gehilfe des Vorsitzenden



G. G. Kornelsen
(Geschäftsmann)
Sekretär des Festkomitees



No. 1 des Programms

Um 9 Uhr 15 Min. trat der Vorsitzende des Festkomitees, Klaas J. B. Reimer, an das Mikrophon und wandte sich mit folgenden Begrüßungsworten an die Festversammlung:

K. J. B. Reimer

Werte Festversammlung!

Im Namen des Festkomitees und im Namen der Einwohner Steinbachs heiße ich alle hier so zahlreich erschienenen Festgäste, Große und Kleine, Alte und Junge, herzlich willkommen.

Der Zweck dieses Festes ist wohl allen bekannt: es ist ein Gedenktag der vor 60 Jahren stattgefundenen Einwanderung unserer Väter und Mütter aus Rußland. Von den Tausenden, die damals das freie Canada zu ihrer neuen Heimat machten, ist nur ein kleines Häuflein geblieben. Hier auf der Ostreserve sind es schätzungsweise wohl schon nicht über 250 Seelen, die noch am Leben sind.

Aber noch sind einige da, die sich der Ansiedlungsjahre mit ihren Mühen und Entbehrungen lebhaft erinnern, wenn auch die meisten von ihnen damals in den Kinderjahren waren. Einige von diesen werden, wenn es Gottes Wille ist, uns ihre Eindrücke aus der alten Zeit kurz vorführen.

Ich will aber nicht weiter Zeit in Anspruch nehmen. Wie wir aus dem Programm sehen, werden wir den Vormittag mit Gottesdienst ausfüllen. Ehe wir aber dazu übergehen, wollen wir noch eine kurze Gedächtnisfeier halten. Bei der 50-jährigen Gedenkfeier der Einwanderung vor 10 Jahren waren im Festkomitee noch etliche der alten Brüder vertreten. Zwei von diesen haben ihren zeitlichen Pilgerstab niedergelegt und sind, wie wir fest hoffen, in ein besseres Jenseits versetzt. Es sind das die Brüder Gerhard E. Kornelsen und Franz K. Goossen. Aber nicht bloß dieser gedenken, sondern aller, die in diesen 60 Jahren von hier abgerufen wurden, werden wir aufstehen und eine Minute in Stillschweigen verharren. Danach werden wir stehend einen passenden bekannten Vers singen, den ich vorsagen werde:

Kommt, laßt uns einmal singen,
Wieviel gestorben sein,
Die vormals mit uns gingen
Durch Land voll Angst und Pein.
Wieviel von denen sind schon tot,
Doch nun bei sel'gen Dingen
Genießen Himmelsbrot.

No. 2 bis No. 9 des Programms

Es folgte dann der gottesdienstliche Teil der Feier, wobei folgende Prediger Ansprachen hielten: A. Isaak von der Holdemann-Gemeinde, P. K. Toews, von der Chortitzer Gemeinde, H. R. Dück von der Klein-Gemeinde, G. F. Giesbrecht von der Holdemann-Gemeinde und B. P. Janz von der Bruderthaler Gemeinde. Die Ansprachen hatten alle Bezug auf das Fest und klangen aus in Dank für die gnädige göttliche Führung, durch die wir hier nun in der Lage seien, in Ruhe und Sicherheit und bei materiellem Wohlergehen dieses Fest zu feiern unter einer Regierung, die stets viel



Rücksicht auf die Eigenart der Mennoniten genommen habe. Die Ansprachen wurden abgewechselt durch Gemeindegesang.

Als Ergänzung zu seiner Ansprache sandte Prediger A. Isaak folgende Mitteilungen zur Veröffentlichung in dieser Schrift ein:

Rev. A. Isaak

Möchte meine Ansprache noch mit einigen Mitteilungen aus den Einwanderungsjahren ergänzen.

Ich war damals, als wir aus Rußland kamen, 21 Jahre alt, jetzt bin ich 81. Ich weiß noch, wie in den 70ger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Trübsalswolke sich immer schwüler über unser Volk lagerte, wie gedrückt einige einhergingen. Alles Volk im russischen Reiche sollte unter ein Militärgesetz gebracht werden, die Mennoniten nicht ausgeschlossen. Es wurden nun Männer mit einer Bittschrift an den Kaiser nach Petersburg gesandt. Sie brachten es aber trotz aller Mühen nur so weit, daß wir nicht Kriegsdienst sondern nur Forsteidienst zu tun würden brauchen, aber dienen sollten wir dem Kaiser doch. Es stände uns jedoch frei, auszuwandern, die Grenzen seien uns offen. Nun, der Forsteidienst war zwar unserer Religion nicht zuwider, aber doch — die Jünglinge auf der Forstei dienen zu lassen! Eine Schule der Tugend wäre das für sie nicht, vielmehr das Gegenteil. Und so entschlossen wir uns zur Auswanderung, und zwar nach Manitoba. Welch haarsträubende Aeußerungen wir entgegenzunehmen hatten, das weiß die jüngere Generation hier nicht. Nach Manitoba! — hieß es — da ist es ja 13 Monate im Jahr Winter. Ein sehr gebildeter und hochgeehrter Mann hätte gesagt, hier müßten wir bis an die Zähne bewaffnet sein wegen der Indianer u.s.w. Aber trotzdem ließen wir, „die Ungebildeten," uns nicht abschrecken. Wir veräußerten durch Auktion all unser Eigentum und wanderten aus. Die russische Obrigkeit war uns bis dahin noch immer wohlgesinnt, wir hatten nichts zu klagen. Die meisten unserer Glaubensgenossen mußten wir in Rußland ihrem Schicksal überlassen.

Den 4. Juni bestiegen wir das Dampfschiff auf dem Dnjepr und verließen, wenn auch mit Wehmut, Rußland. Es ging über Land und Meer, und nach manchem Aufenthalt kamen wir endlich nach Moorhead. Hier fing eigentlich unser Pionierleben an. Wir bestiegen das Flachboot auf dem Red River, dem ein Schleppdampfer angehängt wurde. Alle Schiff- und Eisenbahnfahrt hatte nun ein Ende. In Manitoba war damals noch keine Meile Eisenbahn. Es ging auf dem Red River in Manitoba hinein. Dieser Fluß ist dort oben nur schmal, und wir fuhren zwischen zwei bewaldeten Ufern, wo uns fast kein Lüftchen Wind traf, dafür aber Schwärme von Mücken. O Graus! haben die uns da zugesetzt. Sowas waren wir nicht gewohnt. Wenn in Aegypten auch soviel gewesen sind, so ist es kein Wunder, wenn Pharaos Herz erweichte und er Israel ziehen lassen wollte, um die Quälgeister los zu werden. Aber trotz alledem fuhren wir den Fluß hinab bis nach Winnipeg. Hier machten wir die nötigsten Einkäufe, und dann ging es wieder gegen den Strom bis gegenüber unserer Reserve, wo Immigrantenhäuser für uns errichtet waren. Hier stiegen wir aus. Nicht Fordautos, mit denen wir in letzter Zeit die Nachzügler aus Rußland von der nächsten Bahnstation abholten, erwarteten uns, nein, es waren Red River Karren mit nur zwei Rädern und ohne

ein Lot Eisen daran. Und nicht mit Gasolin wurden sie getrieben 30 bis 50 Meilen die Stunde; es wurde vielmehr ein Ochse davorgespannt, und vorwärts ging es mit 2 Meilen die Stunde in sicherer Fahrt. Majestätisch muß es gesehen haben, als die Indianer einige Jahre später 12 Ochsen nacheinander vor so einen Karren spannten, um Lord Dufferin und seine Gemahlin eine Strecke Weges zu fahren. Die größte Ehrenbezeugung, die den hohen Gästen erwiesen werden konnte. Doch wieder zur Sache. Auf solchen Karren wurden schwächliche Frauen und die Kinder zu den Immigrantenhäusern befördert. Wir Männer und die kräftigen Frauen und Mädchen gingen zu Fuß die 4 bis 5 Meilen.

Als wir von der Reise, die zwei Monate weniger zwei Tage gedauert, ausgeruht hatten, suchten wir uns Heimstätten und verschrieben sie bei der Regierung als Eigentum. Nun sorgten wir auf unserm eigenen Lande für Wohnung und Heu zum Winter. So lebten wir zum ersten Mal in einen Manitoba Winter 1874 — 1875 hinein. Als es endlich Frühjahr wurde, säten wir etwas Getreide, pflanzten Kartoffeln und Gemüse. Aber oweh! als es hervorkam, fraßen die Heuschrecken alles auf, nichts ließen sie uns. Was jetzt? Das letzte Jahr in Rußland schon keine Ernte, hier das erste Jahr auch nicht. Doch die edle Regierung war nicht nur wohlwollend, sie war auch wohltuend. Sie half uns aus mit Mehl, Fleisch und weißen Bohnen. So kamen wir doch durch. Heuschrecken hatten wir später keine mehr, nur jetzt in den letzten 2 — 3 Jahren die Grashüpfer; sie sind aber nicht so verheerend wie jene.

So lebten wir dann ein Jahr nach dem anderen durch all die sechzig, die wir jetzt hinter uns haben. Unter den 60 Jahren, war auch das Jahr 1914, in dem der Krieg ausbrach. Wir blieben aber ganz unbehelligt von allem Kriegswesen, während einige Jünglinge von den Vereinigten Staaten hierher kamen, Schutz zu suchen, unterdessen andere, die dort blieben, in den Militärdienst gezwungen wurden. Sowas hat unsere Regierung nicht getan. Wir sind hier schon sechzig Jahre im Lande und haben es keineswegs so gefunden, wie man es uns vorhersagte. Statt dessen ein gesundes Klima und eine gesunde Obrigkeit, wie ihresgleichen wohl keine zweite zu finden ist. Darum Ehre dieser Obrigkeit, und Ehre den Männern, die sie repräsentieren. Hoch die Obrigkeit von Ottawa, unter der wir schon sechzig Jahre so ungestört und in Frieden haben leben können.

No. 10 und 11 des Prgramms

Die Nachmittagsfeier wurde eingeleitet durch Lied No. 4. Daranf hielt Jacob Höppner, Aeltester der Bergthaler Gemeinde, Winkler, die Einleitungsansprache. Aeltester Höppner ist den 10. August 1850 auf Insel Chortitz in Südrußland geboren. Im Alter von 15 Jahren zog er mit seinen Eltern nach dem Fürstenland, dort heiratete er später und zog dann im Jahre 1876, also im Alter von 26 Jahren, nach Canada. Er ist gegenwärtig wohnhaft in Winkler.

Aelt. Jacob Höppner

Geliebte Festversammelte!

Es war mir recht überraschend, als ich meinen Namen auf dem Programm gewahr wurde. Ich will aber doch versuchen, meine Aufgabe zu lösen und etwas zu sagen zur Ehre Gottes und zur Erbauung der Versammlung; denn das Fest ist von wichtiger Bedeutung. Ich bin aber schon sehr lange davon überzeugt, was unser Heiland gesagt hat: Ohne mich könnet ihr nichts tun.

Drum auf, Geliebte, laßt uns beten;
Denn der Herr befiehlt es uns;
Und sein Geist will uns vertreten,
Bei der Schwachheit unsers Tuns.
Denn fleh'n nur zwei nach seinem Sinn,
Ist er selbst gleich mitten drin;
Und so wird gewiß das Flehn
Niemals unerhört geschehn.

Die Textworte, die ich meiner Ansprache gedenke zu Grunde zu legen, finden sich in Psalm 107 von Vers 1 bis 6: Danket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich. So sollen sagen die erlöset sind durch den Herrn, die er aus der Not erlöset hat, und die er aus den Ländern zusammen gebracht hat vom Aufgang, vom Niedergang, von Mitternacht und vom Meer. Die irre gingen in der Wüste, in ungebahntem Wege und fanden keine Staat, da sie wohnen konnten, hungrig und durstig, und ihre Seele verschmachtete, und sie zum Herrn riefen in ihrer Not, und er sie errettete aus ihren Aengsten. — Dieser Psalm ist wohl ursprünglich verfaßt für das Volk Israel und zeigt hin auf die mannigfaltigen Vorkommnisse aus ihrer Geschichte, wie ihren Auszug aus Aegypten sowie auch ihre vierzigjährige Wanderung in der unwirtlichen Wüste. Denen, die die Hilfe des Herrn erfuhren, wenn sie in ihrer Not zum Herrn riefen, und er sie errettete aus ihren Aengsten, die sollen dem Herrn danken für seine Güte und seine Wunder, die er an den Menschenkindern tut.

Ich finde diese Textesworte so treffend und anwendbar auch auf unsere Auswanderung und unser 60-jähriges Jubiläumsfest zum Andenken und Erinnerung an dieselbe. Die Worte des Apostel Paulus finden auch hierbei ihre volle Gültigkeit, wenn er spricht: Was aber zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben. Römer, 15, 4. Es ist dieses 60-jährige Jubiläumsfest ein rechtes Ebenezer am Lebenswege unseres Volkes, ja unsrer mennonitischen Geschichte, ein „Bis - hier - her - hat - uns - der - Herr - geholfen." Also danket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich. So sollen sagen, die erlöst sind durch den Herrn.

O, es ging ja nicht ohne Tränen und Herzeleid ab. Manches Gebet ist doch zum Throne der Gnade emporgestiegen, und der Herr hat geholfen und die Gebete seiner Kinder erhört.

Ich war damals noch jung, noch nicht lange verheiratet, als in Rußland die allgemeine Wehrpflicht eingeführt werden sollte. Ich habe es noch nicht vergessen, wie diese Nachricht mein ganzes inneres Wesen durchdrang. Dann wurde bei mir der Entschluß gefaßt: fort aus Rußland, wo wir so viel Gutes genossen hatten. Fort nach Amerika, wenn auch blutarm, wenn wir nur unseres Glaubens leben können. Wir sind anno 1876 ausgewandert und gleich nach der Westreserve, wo wir auch heute noch wohnen schon 58 Jahre als Bürger von Canada. Ich bin dankbar für unsre christliche Obrigkeit. Wir haben unsres Glaubens leben dürfen,

auch unserm Bekenntnisse der Wehrlosigkeit nach. Auch in dem furchtbaren Weltkriege sind wir zu keiner Beteiligung daran von Seiten unserer Regierung aufgefordert worden. Dem Herrn sei Dank für seine Gnade auch in diesem Stück. O wollen die Ermahnung des Apostels Paulus nicht vergessen, fürbittend der Obrigkeit zu gedenken, auf daß wir ein geruhigt und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit usw. 1 Tim. 22. Ich bekomme manchmal den Eindruck, als sind wir in diesem Stück nachlässiger geworden. So soll es nicht sein; denn es heißt, solches ist gut und angenehm vor Gott unserm Heiland. Danket dem Herrn, so sollen sagen, die erlöst sind durch den Herrn. Der Psalmist gibt uns hiermit noch einen Fingerzeig auf die Heimkunft der Erlösten nach Vollendung dieser Kampfeszeit, wann keine Auswanderung mehr stattfinden wird, alles Weh und Ach für immer abgetan, alle Tränen abgewischt werden sein; und wenn in Erfüllung gegangen ist, was geschrieben steht: Die Erlösten des Herrn werden wiederkommen und gen Zion kommen mit Jauchzen. Ewige Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen werden entfliehen, nach Jesaia 35, 10. Dann wird es heißen, Sturm und Klippen sind nicht mehr drüben an dem Meer, wirf den Anker, zieh das Segel ein, bald werd ich bei Jesu sein. Amen.

No. 13 des Programms

Hon. Albert Prefontaine ist auch ein Pionier dieser Gegend und besitzt eine Farm in der Nähe des französischen Nachbarstädtchens St. Pierre. Herr Prefontaine ist schon viele Jahre der Vertreter der mennonitischen Wählerschaft der Ostreserve im provinzialen Parlament von Manitoba. Er ist mehrfach Mitglied der provinzialen Regierung gewesen und hat auch gegenwärtig einen Ministerposten ohne Amtsbereich inne. Herr Prefontaine genießt allgemeine Achtung unter den Mennoniten der Ostreserve und hat unter ihnen viele Freunde.

Hon. A. Prefontaine

Es ist mir eine Freude, teilzunehmen an der Feier dieses diamantenen Jubiläums. Unser Canada ist eine Nation, die geschaffen wurde von Völkern verschiedener rassischer Herkunft, die zusammenarbeiteten, sie aufzubauen. Unter diesen Völkern standen an erster Stelle die Franzosen, von denen abzustammen ich die Ehre habe, dann die Briten (Engländer, Schottländer, Irländer) und dann die Andern, unter denen die Mennoniten einen Ehrenplatz inne haben.

Es gibt keine anderen Bürger in Manitoba, die mehr Ursache hätten, stolz auf ihre Errungenschaften in Manitoba zu sein, als die Bürger mennonitischer Herkunft. Sie waren die ersten Siedler nicht britischer Abstammung, die nach West-Canada kamen. Und erst mit ihrem Kommen lernten die Canadier auf der Prärie zu farmen.

Die Heimstättler, die sich vor 60 Jahren, also noch ehe die Mennoniten kamen, in Manitoba niederließen, waren aus Ost-Canada gekommen. Sie durchkreuzten das offene Land von Winnipeg und nahmen Heimstätten auf in Distrikten, wo Bäume und Flüsse oder Ströme waren.

Doch die Mennoniten, die zum Vorteil für Manitoba sich im Südosten dieser Provinz niederließen, wie-

sen den canadischen Siedlern den Weg. Sie zeigten den Canadiern, wie das Land der offenen Prärie zu bearbeiten sei. Sie pflanzten Bäume, darunter auch Fruchtbäume. Sie machten Gemüsegärten, Blumengärten. Sie führten viele Pflanzen aus ihrer alten Heimat ein. Sie waren die ersten, die in Manitoba Flachs säten und so die Zahl der Kulturen dieses Landes um eine weitere vermehrten.

Den Mennoniten wurden, als sie vor 60 Jahren hier landeten, zwei Distrikte angewiesen, der eine west vom Red River, der siebzehn Townships umfaßte, und später an der anderen, der Ostseite des Flusses ein Areal von 8 Townships.

Sie bauten neue Heime für ihre Familien in Südmanitoba. Indem sie durch ihre Arbeit diesen Teil der Provinz in ein produktives landwirtschaftliches Gebiet umwandelten, erwiesen sie dem Lande einen Dienst, der in der canadischen Geschichte volle Anerkennung verdient.

Jeder gute Canadier, einerlei welcher Abstammung oder welcher Religion, hat Ursache in dankbarer Anerkennung sich mit den Mennoniten an ihrem diamantenen Jubiläum zu freuen. Der mennonitische Mann und die mennonitische Frau haben treu ihre Pflicht getan, sie haben ein gutes, nützliches Leben gelebt und sie gehören zu den besten canadischen Bürgern.

In der Einladung, die ich von meinem alten Freunde, J. R. Friesen, erhielt, in der er mich bat, heute hier mit Ihnen zu sein, hat mir nichts größere Freude gemacht, ist mir nichts so zu Herzen gegangen, wie der Satz, daß ich Ihren Weg und Ihre Gebräuche kenne, und daß ich Ihnen auf verschiedenem Wege behilflich gewesen sei. Es ist wahr, ich kenne die Mennoniten gut. Und es ist, wie ich glaube, wahr, daß ich stets alles, was in meiner Macht lag, getan habe, ihnen zu helfen. Ich kenne die Mennoniten als Freunde, und ich weiß, sie glauben an mich als ihren Freund. Es sind schon viele Jahre her, als meine Freundschaft mit den Mennoniten anfing — es war vor 54 Jahren. Ich erinnere mich gut der Ankunft der mennonitischen Heimstättler mehr denn ein halbes Jahrhundert zurück, als ich noch ein junger Mann war. Ich bediente eine Fähre auf dem Red River bei Ste. Agathe als die mennonitischen Familien von der Ostreserve nach der Westreserve zogen. Ich erinnere mich eines Tages im Jahre 1880 oder 1881, als ich eine aufregende Stunde hatte, als ein Paar Ochsen mit einem mit Haushaltssachen beladenen Wagen, auf dem auch eine Mutter mit ihrer Familie sich befand, den Uferabhang hinunterrollte. Ochsen, Wagen und Insassen stürzten in den Fluß, und wir hatten alle Hände voll zu tun, eine Rettung zu bewerkstelligen. Der Unterwagen versank und wurde 20 Jahre später nur etwa eine Viertelmeile von der Stelle, wo er verschwand, aufgefunden. Vor 4—5 Jahren erzählte ich diese Geschichte eines Tages in Altona, und nachdem ich geendigt hatte, hatte ich das Vergnügen mit dem Vater jener Familie und Besitzer des Wagens einen Händedruck zu wechseln.

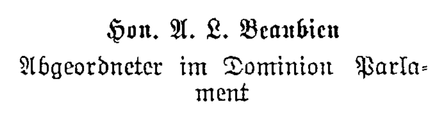
Ich bin froh, hier mit Ihnen zu sein und ich fühle mich glücklich, mich unter jenen Mennoniten zu befinden, die gleich mir, auf viele Jahre zurückschauen können, auf die Zeit der ersten Heimstättensiedler in Manitoba. Unter denjenigen Mennoniten, die, wie ich, in Südmanitoba gelebt und hier ihre Familien großgezogen, habe ich einige meiner ältesten und besten Freunde. Das ist es, warum ich mich glücklich fühle, hier bei dieser Feier zu sein, und ich danke Ihnen für die Einladung.



Hon. Albert Prefontaine

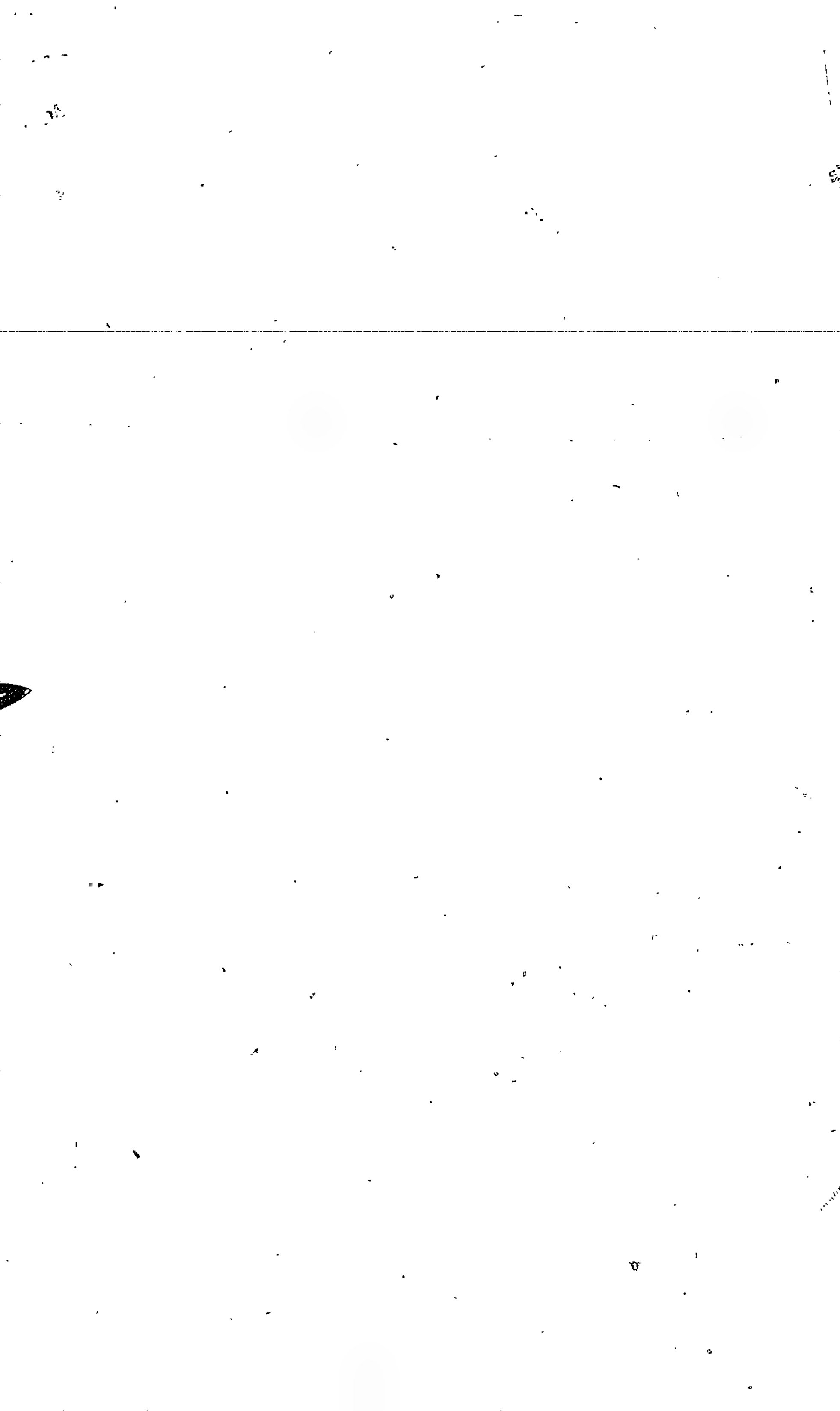
Mitglied der Provinzialen Regierung von Manitoba. (Verstarb am 21. Februar 1935)





Hon. A. L. Beaubien

Abgeordneter im Dominion Parlament



Herr A. L. Beaubien ist Abgeordneter des Wahlbezirks, zu dem der weit größte Teil der mennonitischen Ostreserve gehört, im Dominion Parlament in Ottawa, und gilt daher als Vertreter der mennonitischen (bürgerlichen) Interessen in Ottawa.

Hon. A. L. Beaubien

Es sei mir gestattet, dem Komitee meinen Dank dafür auszusprechen, daß es mir die Gelegenheit gab, hier mit Ihnen zu sein bei der Feier des 60-jährigen Jubiläums Ihrer Einwanderung in Canada.

Es herrscht ein ernster Ton in Ihrer Feier zur Erinnerung an Ihre Ankunft in Canada, der Ton der Dankbarbeit, hier zu sein und dieses 60-jährige Gedenkfest feiern zu dürfen. Auch wenn Sie alle Trübsal und Beschwerden der ersten Jahre Ihres Hierseins an Ihrem geistigen Auge vorüberziehen lassen, behalten Sie den Ausdruck der Dankbarkeit für alles, was von Ihnen erreicht wurde.

Meine Bekanntschaft mit den Mennoniten reicht nicht so weit zurück, wie die des Hon. Herrn Prefontaine. Das ist es, was ich bedauere.

All meine Verbindung, all mein Geschäftsverkehr mit den Mennoniten in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren waren nichts als Vergnügen für mich. Jedwedes Entgegenkommen alle Mitarbeit sind mir zuteil geworden in meinem Verkehr mit Ihnen.

Sie haben nichts, dessen Sie sich zu schämen hätten: Sie haben alles, worauf Sie stolz sein können. Als Fremde im fremden Lande brachten Sie Ihre Traditionen mit sich.

Sie haben Ihre Beiträge gemacht für dieses Land. Sie sind erfolgreich gewesen. Sie haben die Traditionen bewahrt, die nach meiner Ansicht das Gut ausmachen, das eine Nation erhält und eine Nation macht. Nicht nur erhalten haben Sie diese Traditionen, nicht nur haben Sie Ihrer Beitrag zum Bürgertum dieses Landes gemacht, Sie haben in diese Welt eine Generation junger Menschen gebracht, die geachtet wird und als mit von den besten Bürgern der Dominion von Canada klassifiziert wird, immer noch die Traditionen wahrend, die den Mennoniten so teuer sind, und aus denen die besten Bürger hervorgehen. Aber ich würde zu den jungen Menschen sagen, ganz speziell zu den jungen Menschen: Folgen Sie jenen Traditionen, tragen Sie die Beschwerden, die Sie zu tragen haben in der gegenwärtigen Zeit. Bewahren Sie die guten Herzen, so daß nach 60 Jahren nach dieser Feier Sie in der Lage sind, einen neuen Gedenktag zu feiern mit dem Geiste der Zufriedenheit, der unter denen herrscht, die vor 60 Jahren herüberkamen.

Ich hatte das Vergnügen, diesen Pionieren die Hände zu drücken. Bleiben Sie, wie Ihre Väter und Großväter waren. Schließlich ist das ganze Leben ein Kampf, und derjenige, der den Kampf gewinnt, ehrlich gewinnt, wird die Belohnung empfangen.

Ich möchte den Wunsch zum Ausdruck bringen, daß alle die alten Pioniere, die vor 60 Jahren herüber kamen und noch am Leben sind, unter uns bleiben und fortfahren, ein gutes Beispiel zu sein; und ich wünsche, sie möchten noch viel Jahre im Glück weiter leben, wie sie es solange getan.

Es ist ein besonderer Vorzug, herzukommen und diese alten Pioniere zu begrüßen, deren Leben so erfolgreich war. Ich hoffe, daß es auch weiterhin ist.



No. 17 des Programms

Gerhard K. Kehler wurde in Südrußland im Dorfe Hochfeld, Alexandrowsker Kreis, Gouvernement Jekaterinoslaw im Jahre 1861, den 20. November geboren. Wanderte mit seinen Eltern im Jahre 1875 in Canada ein im Alter von 13 Jahren. Gegenwärtig wohnhaft in Bergthal.

G. K. Kehler

Ich will mich im folgenden darauf beschränken, nur Selbstmiterlebtes mitzuteilen. Ich will davon erzählen, wie es meinen lieben Eltern und ihrer großen Familie auf der langen und beschwerlichen Reise von Rußland nach Amerika ergangen ist. Wie so mancher Vater und manche Mutter werden dazumal mit banger Furcht und Bekümmernis in die Zukunft geschaut haben, da sie nicht wußten, in was für ein Land sie hinein kommen würden, und ob sie ihre Familien dort auch würden ernähren können. So erging es auch meinen lieben Eltern. Sie hatten eine große Familie und waren dazu arm, hatten nur soviel Vermögen, ihre Familie schuldenfrei herüberzubringen; aber um hier in Amerika einen Anfang zu machen, dazu war wenig übrig geblieben. Ich denke, es waren so 75 Dollar, die den Eltern übrig geblieben waren. Nun, dafür wurde ein Viertel Land verschrieben, eine Kuh gekauft, ein paar Säcke Mehl, Salz und ein Stück Schweinefleisch eingehandelt, und das war ihr ganzes Vermögen. Dazu hatten sie gleich das Unglück, daß die Kuh die Milch zurückhielt, und wir folglich auch keine Milch hatten, die uns in der Nahrung sehr fehlte. Wie schon gesagt, wir waren eine große Familie: 13 Seelen, die Eltern mit eingerechnet. Es war damals aber kein Cent zu verdienen, um unser Leben zu machen. Auch hatten wir kein Fuhrwerk womit wir uns hätten können Holz herbeischaffen zum Bauen. Es wurde uns aber eine Wohnung von unsern Freunden zeitweilig überlassen, so daß wir vorläufig ein Obdach hatten. Diese Freunde waren nämlich bereits anno 1874 eingewandert und konnten uns daher auch schon ein wenig entgegenkommen, daß wir doch nicht unter freiem Himmel zu kampieren brauchten. Dieses war ja schon viel wert. Aber wie jetzt zum Winter eine Wohnung bekommen? Das war schwer zu sagen; denn jedermann hatte nur einen sehr kleinen Raum für sich selbst, und konnte unmöglich noch eine zweite große Familie unter sein Dach nehmen. Hier war also guter Rat teuer. Und dennoch mußte Rat sein. Und er fand sich auch, indem wir unserm Freund Peter Hiebert halfen, sein Haus fertig zu bauen, wofür wir dann einen Winter bei ihm wohnen konnten. Auf diese Weise also war dann auf einen Winter für ein Obdach und eine warme Stube gesorgt. Aber auch nur eine Stube, und die war auch nicht groß, ich glaube 16 bei 16 Fuß, also nur ein sehr kleiner Raum für eine Familie von 13 Seelen. Eine aus rohem Holz gezimmerte Bettstelle hatten nur die Eltern. Wir Kinder mußten alle auf der Diele unsere Schlafstätte haben. Für soviel Bettstellen hätten wir in der kleinen Stube nicht Raum gehabt. Ebenso hatten wir auch nur einen kleinen Tisch, der sich für die ganze Familie als zu klein erwies, und folglich wir auch nicht gleichzeitig essen konnten und unsre Mahlzeiten daher nacheinander einnehmen mußten. Das wäre aber auch nicht das schlimmste gewesen, wenn

nur überhaupt gutes Essen dagewesen wäre. Das war aber leider nicht der Fall, und so mußten wir uns wohl oder übel ins Unvermeidliche fügen und zufrieden sein, wie es eben war. Ja, uns erging es so, wie den Kindern Israel, die sich nach den Fleischtöpfen sehnten, die sie in Aegypten zurückgelassen hatten. Aber der Herr gab ihnen Fleisch zu essen, so daß sie volles Genüge hatten, so lange sie durch die Wüste reisen mußten. Ebenso hat Er auch uns später mit allem versorgt, was zu unserer Leibesunterhaltung nötig war, wofür ihm die Ehre gebühret.

Wie gesagt, wir hatten nur wenig Raum, aber meine Eltern hatten sich gut mit Kleidern und Pelzen versorgt, daß wir doch nicht um Kleider zu sorgen brauchten, wenn es uns hier sollte sehr arm gehen. Aber auch dieser Kleidervorrat sollte ihnen genommen werden, indem sie nach einem harten Winter am zweiten Ostertage abbrannten und unsre Kleider und die meisten Betten mitverbrannten. Kein Pelz, kein Überrock war geblieben womit wir uns vor der großen Kälte hätten schützen können. In der Brandordnung waren wir so niedrig versichert, daß wir nur eine kleine Mithilfe zu erwarten hatten, die uns zu unserer so notwendigen Kleidung hätte verhelfen können. Nur das hatten wir behalten, was wir auf dem Leibe hatten. Es war auch keine Aussicht da, uns Kleider anschaffen zu können; denn das wenige Brandgeld mußte für Arbeitsvieh ausgegeben werden. Wir kamen aber so zu unserm eigenen Gespann Ochsen und konnten somit Holz herbeischaffen, um im nächsten Frühjahr unser eigenes Haus zu bauen. Vater konnte nun noch einen Wagen borgen von einem gewissen Herrn Schanz, der eine Anzahl Wagen von Berlin (Ontario) herschickte und an arme Leute auf Kredit abgab, die dann in einigen Jahren abzuzahlen waren. Es war wiederum für uns eine große Hilfe, daß dieser liebe Mann unsern armen Menschen so entgegenkam. So konnten wir es mit Gottes Hilfe soweit bringen, daß wir zu einer eigenen Wohnung gelangten.

Damit war die Not schon etwas gelindert, aber noch bei weitem nicht aufgehoben; denn, wie oben gesagt, unsre Kleider waren alle verbrannt. Um neue anzuschaffen, fehlte das Geld, und so konnten wir uns nur sehr notdürftig kleiden. Im Store borgen — das ging auch nicht; denn es war dazumal nur ein Store in der ganzen Gemeinde, und wenn da etwas ausgeborgt wurde, so mußten die Leute das später doppelt bezahlen. So hatten meine Eltern da für 12 Dollar geborgt, und dafür nahm ihnen der Storemann eine sehr gute Färse ab, die damals einen Wert von 30 Dollar hatte. — Von da an gab es eine große Veränderung in der Familie. Drei meiner Schwestern traten in dem Jahr in den Ehestand, und die vierte im nächsten Jahr, so daß unsre Familie schon um vier Seelen kleiner wurde. Aber die Schuld, die wir in zwei Jahren gemacht hatten, blieb auf uns Jungen ruhen; denn die Eltern waren schon zu alt, um sehr zu arbeiten. Und so haben wir drei Brüder immer gedient, bis wir unsre Brotschuld auf Heller und Pfennig bezahlen konnten. Peter, der älteste, blieb zu Hause, um die Wirtschaft zu besorgen. So kamen die Eltern auch von dieser Schuld frei, die ihnen viel Kummer und Sorgen bereitet hatte. Kornelius, der ganz älteste, war ein Krüppel, er hatte aber eine gute Schulbildung erhalten und konnte sich als Schullehrer sein Brot verdienen, in welchem Berufe er auch mit Ausnahme eines Jahres sein ganzes Leben gestanden hat. Er war



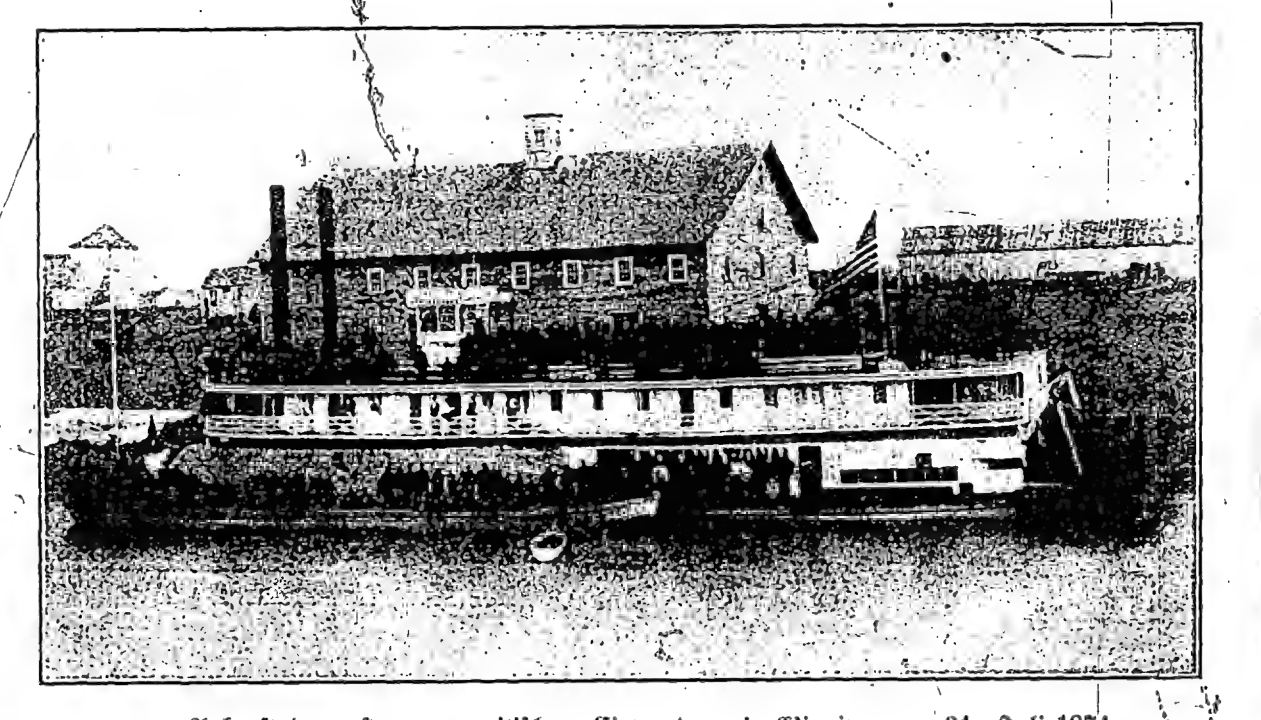
also nicht auf die Hilfe der Eltern oder Geschwister angewiesen. — Wie gesagt, es war eine schwere Zeit und nicht leicht, sein Fortkommen zu haben, und doch hat der liebe Gott alles so geführt, daß wir durch die schweren Jahre kamen und nicht haben Not zu leiden brauchen. Mit viel Entbehrungen aber war das Leben doch verbunden, wovon sich die heutige Jugend keine rechte Vorstellung machen kann.

No. 19 des Programms

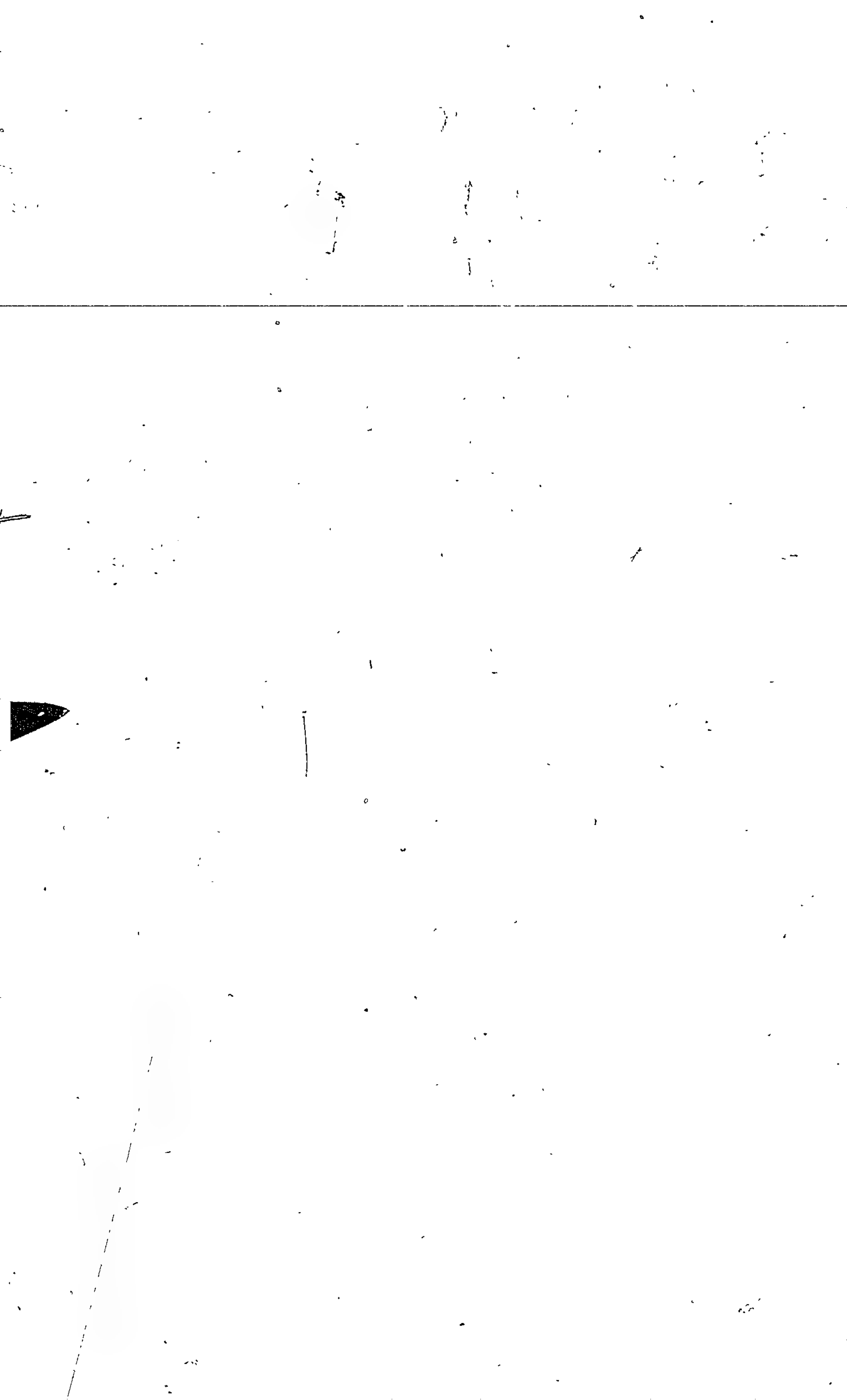
Peter F. Sawatzky wurde im April des Jahres 1862 in Bergthal, Südrußland, geboren und kam mit seinen Eltern als 14 jähriger Junge im Jahre 1876 nach Canada. Gegenwärtig wohnhaft in Kronsgart. Umständehalber mußten seine „Mitteilungen" ausfallen. Er hat sie uns aber zur Veröffentlichung in diesem Büchlein gerne zur Verfügung gestellt.

Peter F. Sawatzky

Anno 1876 sind meine Eltern hier in Kanada angekommen. Sie nahmen in Grünthal Land auf und siedelten da an. Das war ein schwerer Anfang; denn meine Eltern waren sehr arm. Ich erinnere mich dessen noch sehr gut; denn ich war damals 14 Jahre alt. Ich weiß es noch, daß wir einen Sack Gerstemehl bekamen. Wir pflückten dann Schlehe, die eingesalzt wurden, und das war unser Essen, wenn wir Heu zusammenbrachten. Es fing allmählich an besser zu gehen. Das nächste Jahr ging es schon anders. Wir bekamen dann schon Getreide. Die ersten Jahre hatten wir aber viel Regen; so daß viel Land fast unter Wasser ging. Wo jetzt das beste Ackerland ist, da war damals alles unter Wasser. Ich denk, es war anno 1878 oder 79, dann wurde von Heuboden bis an die Bahn bei Otterburne ein Kanal gemacht, aber nicht wie jetzt mit Baggermaschinen, nein, mit Spaten, wobei man ein bis zwei Fuß tief im Wasser stehen und arbeiten mußte. An der Nordseite wurde aufgepfahlt. An dem Kanal habe ich selber zwei Jahre gearbeitet für $1.25 pro Tag. Das erste Jahr war ein Kliewer Aufseher, das zweite Jahr ein Kornelsen, beides gute Männer. Sie hielten darauf, daß geschafft wurde. Es fing dann auch an Getreide zu geben. Das Getreide wurde alle nach Niverville gebracht. Das war von Grünthal 20 Meilen Weges. Dabei sind wir mit Ochsen ununterbrochen 24 Stunden gefahren. Und dann kam die Zeit, daß wir anfingen nach Winnipeg zu fahren. Der Weg von Kronstal bis Grandpoint war so schlecht, es waren da soviel Sumpfstellen, daß die Leute immer stecken blieben. Dann ist einer hier gefahren und der andre da, oder die Leute haben müssen die Fuhren durchtragen. Schließlich ist man sich einig geworden und hat den Weg zurecht gemacht, ich denke in den Jahren 1881 und 82. Es sind dann viele Leute dorthin zu der Arbeit gefahren. Auch ich habe da zwei Jahre und etliche Tage gearbeitet. Es wurde die Erde losgegraben und mit Spaten auf Wagen geworfen und dann ins Wasser gefahren. So wurden die Dämme gemacht. Von Hause wurden runde Latten mitgenommen und daraus Brücken gebaut. Ich weiß noch, wie der letzte Damm geschüttet wurde. Der Strauch dazu wurde aus der Nähe von Grandpoint geholt. Das letztemal fuhren wir dahin in demselben Jah-



Ankunft der ersten mennonitischen Einwanderer in Winnipeg am 31. Juli 1874



re, als der Orkan durch Schöntal ging und da viel Schaden anrichtete.

Ich bin von jung an viel gereist und immer ohne Pelz. Hatte nur immer einen Rock im Winter. Das erste wollene Unterkleid habe ich anno 1884 bekommen als ich mich verheiratete; denn meine Eltern waren zu arm.

Wie naß das Land zu jener Zeit gewesen, ist auch aus folgendem Vorfall zu sehen. Anno 1878 oder 79 schickte der Vater mich nach Reinfeld zur Dampfmühle, von wo ich Kleie holen sollte. Es war im März, und der Schnee war schon alle aufgetaut. Dort, wo Johann Rempel jetzt wohnt, war Wasser und das war über Nacht eingefroren. Ich fuhr morgens um 9 Uhr dort weg, und mit einmal waren die Ochsen auf dem Eise und fielen auch gleich hin. Allein wie ich war, versuchte ich nun die Ochsen los zumachen, darüber kippte das Fuhrwerk noch um und ins Wasser hinein. Als ich endlich wieder alles oben hatte, mußte ich die Ochsen so zwei Meilen herumleiten. Dort ist jetzt das beste Ackerland.

No. 22 des Programms

Joh. R. Dück wurde am 1. Dezember 1863 in Gnadenthal an der Molotschna, Südrußland, geboren. Wanderte im Alter von 10 Jahren im Jahre 1874 in Canada ein. Gegenwärtig wohnhaft in Rosenhof bei Morris.

Joh. R. Dueck

Werte Freunde
und Festversammlung

Als mir der Auftrag wurde, mit einem historischen Vortrag auf diesem 60-jährigen Errinnerungsfest unserer Einwanderung zu dienen, wollten mir doch etwas Besorgnis und Zweifel aufsteigen, ob ich dieser Aufgabe auch würde gewachsen sein. Ob ich es erstens auch laut und verständlich genug würde vortragen können, und zweitens, ob ich auch das richtige Maß der Umständlichkeit würde einhalten können; daß also nicht etliche Sachen zu weitläufig beschrieben würden, während andere, die vielleicht größere historische Bedeutung haben, oder mehr interessieren würden, wegblieben. An der Fähigkeit, mit wenigen Worten viel zu sagen, hat es mir von jeher gefehlt. Daher möchten die Zuhörer zuviel Lokales und zuwenig Daten entschuldigen.

Es waren schon eine oder auch mehrere Gruppen Molotschnaer und Bergthaler vor uns in den ganz ersten Tagen des August Monats hier angekommen und gleich bis Winnipeg gefahren. Nachdem sie dann ihre nötigsten Einkäufe besorgt hatten, waren sie wieder per Schiff und Ochsenfuhrwerk zurück zu den Immigrantenhäusern gekommen. Diese Häuser waren einfache aus Brettern zusammengenagelte Buden, wo Ungeziefer und Regen freien Einzug hatten. Übrigens wird es zu der Zeit, als die Einwanderer sich da aufhielten, wohl wenig geregnet haben, sonst hätte sich der Wassermangel wohl nicht so fühlbar gemacht. Alle Pfützen und die in Eile gegrabenen Löcher waren leer geworden. Das Waschwasser mußte mehreremal gebraucht und auch sonst sehr mit Wasser gespart werden. Quellen (Moosspringen), wie bei Grünfeld, die immer Wasser halten, waren da wohl nicht vorhanden. Das Wasser von dem 5 Meilen entfernten Flusse zu holen,



war beschwerlich, nicht zuletzt auch aus Mangel an Gefäßen dazu. Der Versuch, einen Brunnen zu graben, war mißglückt, er fiel zusammen, wobei noch zwei Männer teilweise mitverschüttet wurden. Sie konnten aber doch von einem gewissen Redekopp gerettet werden.

Von den Immigrantenhäusern aus ist das Land der Reserve dann, wohl in Gruppen, durchstreift worden, um passende Stellen zur dorfweisen Ansiedlung auszusuchen und festzusetzen. Doch die Einzelheiten hierüber will ich andern überlassen.

Weiter will ich davon anfangen, wie unsere Gruppe, die aus Steinbachern, Annafeldern und andern bestand, eines Morgens ende September 1874 (andere sagen, es sei anfang Oktober gewesen) beim Ratriver am Ufer des Redrivers mit Sack und Pack in Busch und Strauch ans Land gesetzt wurde.

Sehr einladend wird das Land unsrer irdischen Zukunft da wohl nicht ausgesehen haben. Bald kamen denn auch die Fahrzeuge an, um uns abzuholen. Einige ließen sich auch auf zweirädrigen Karren (Red River Carts), mit einem Ochsen bespannt, abholen oder wegfahren. Andere, besonders aber das Gepäck, mußten wohl bis zum andern Tag warten. Uns holten Peter Duecken, die auch schon seit anfang August hier waren, mit einen funkelneuen Vorwagen, mit zwei Ochsen bespannt, ab. Es muß wohl eine große Fuhre gewesen sein; denn ich erinnere mich, die meiste Zeit mit Männern und andern Jungen neben dem Wagen hergegangen zu sein. Wir kamen spät abends bei ihrem Zelte in Grünfeld an. Es mögen 15 Meilen gewesen sein, die wir zurückgelegt hatten.

Anfänglich wohnten wir zusammen mit Peter Dücken in einem Zelte. Wie wir alle, etwa 10 Personen, darin Raum gehabt haben, ist mir nachher nicht gut begreiflich gewesen. Aber Tatsache ist, daß wir alle darin schliefen, wohl etwas dicht gedrängt und etliche von den Kindern auf Ballen und Kasten — aber es ging. Als es kälter wurde, mußte auch noch ein Kochofen, der vorhin draußen stand, darin Raum haben.

Hier eine kleine Episode aus dem Zeltleben. Eines Nachts hatte die Köchin zu sehr eingeheizt und die Zeltleinwand geriet von den glühenden Ofenröhren in Brand. Onkel P. Dück stolperte beim Herunterreißen der Röhre auf den Ofen und hatte infolgedessen sich Knie und Hände ziemlich verbrannt. Vater lief hinaus und schüttete Schnee auf die Flammen. So war das Loch im Zelte nicht grade sehr groß geworden.

Es wird wohl ende November gewesen sein, als wir in die von den Vätern rasch erbaute „Serrei" (ein mit Stroh oder Heu gedecktes Dach, welches direkt auf der Erde steht und nicht auf Wänden) einzogen. Die Serrei war etwa 26 Fuß breit und ebenso lang und bei 18 oder 20 Fuß hoch. Auf dem Ostende wurden etwa 16 Fuß abgeteilt und zwei Stuben gemacht, jede 9 oder 10 Fuß breit und mit gefederten Brettern ausgenagelt. Jede Stube hatte am Ostende ein Fenster und eine Tür nach dem Westende. Dieses Ende diente dem Vieh als Aufenthaltsort. Die nördliche Stube hatten wir inne und die südliche P. Dücken. Etwaige Ritzen in der Bretterwand wurde mit Zeug verklebt; und weil jede Stube mit einem Kochofen versehen war und Brennholz reichlich da war, so brauchten wir nicht allzusehr unter der Kälte zu leiden. Aber mit dem Vieh war es nur ein jämmerliches Durchkommen unter dem bloßen Heudach, wenn es auch 9 — 10 Zoll dick war. Es hielt eben die ausstrahlende Viehwärme nicht an. Zwei Ochsen, zwei Kühe und ein Kalb machten damals

unsern gesamten gemeinsamen Viehbestand aus. Dem Kalb erfroren die Beine und es ging ein. Auch eine Kuh verlor teilweise Ohren und Schwanz. Auch war das Futter (Heu) schlecht, weil es zu spät im Herbst gemacht worden war. Einige hatten sich wahrscheinlich schon gleich den ersten Herbst Grasmaschinen gekauft und zeitig Heu gemacht. Von solchem Heu wurde im Frühjahr gekauft, um die Ochsen mehr für die Arbeit tauglich zu machen.

Die Schule war bei unserm Nachbar Joh. Isaak in einer ebensolchen Serrei, wie die unsrige. In der südlichen Stube wohnten sie selbst und in der andern, an der nördlichen Seite, war die Schule, in der ein Dietrich Friesen 15 oder 16 Schülern Unterricht erteilte. Ein Kreuzbeintisch, 3 Fuß breit und etwa 10 Fuß lang, diente als Schultisch, an dem an einer Seite die Knaben, an der anderen die Mädchen saßen. Der Fußboden bestand aus bloßer Erde, wie es ja auch sonst in den meisten Wohnräumen den ersten Winter der Fall war. Es hatten übrigens mehrere von den Grünfeldern gleich im Herbst mehr dauerhafte Wohnungen errichtet aus Baumstämmen (Blockhäuser), oder auch zum Teil aus Brettern, mit Rohrheu gedeckt. Den nächsten Sommer fanden sich auch schon etliche Schindeldächer. Simlinen (Erdhütten) waren im ersten Winter in Grünfeld, soviel ich weiß, nur eine, Serreien vielleicht 3, andere Gebäude vielleicht auch 3. Die Wohnhäuser und Ställe wurden dem damaligen Gebrauche gemäß, wie auch übrigens noch viele Jahre später, zusammengebaut, eins anschließend an das andere.

Vater und Onkel P. Dück fuhren den ersten Winter (1874 — 1875) fleißig Bauholz, meistens trockenes Fichtenholz aus dem nahen Walde (Zwei Meilen von Grünfeld). Die Schlitten wurden selbst gemacht. Es wurden unter den umgefallenen Bäumen, bei denen die Wurzeln entblößt waren, solche von 6 oder mehr Zoll Dicke mit noch gesunden Wurzeln ausgesucht, ausgearbeitet, mit Zapfen und etwas Eisen zusammengeschlagen. Die Schlitten waren 4 — 5 Fuß breit und hatten 8 bis 12 Fuß lange Kufen. Auf solchen Schlitten wurden 30 Fuß lange Balken gefahren. Diese wurden auf dem Schlitten balanziert, gut befestigt und darauf wurden die Ochsen per Joch und Kette vorne befestigt. Wenn es nun manchmal etwas bergab ging, mußten die Ochsen entweder seitwärts aus dem Wege gehen oder die Fuhre mit dem hintern Körperteil aufhalten.

Als nun im Jahre 1875 meine Eltern auch ein Paar Ochsen gekauft hatten, konnte das Pflügen losgehen. Zwei Paar Ochsen wurden vor einen 12-zölligen Wiesenpflug gespannt, weil die Wiese hart und zäh war. Später ist es ja auch manchmal mit einem Paar Ochsen gegangen. Aber alles war neu und ungewohnt. Die Väter wechselten täglich ab mit dem Pflughalten, während ich und Vetter Joh. W. Dück die Ochsen führen mußten, was nicht immer gerade gut ging, besonders wenn die Mücken schlimm waren.

Wieviel wir im Frühjahr 1875 pflügten und gleich besäten, weiß ich nicht genau, aber es wird wohl kaum mehr als 6 Acker gewesen sein. Die Saat wurde mit einer selbstverfertigten Strauchegge durch etwa zehnmaliges Überfahren eingescharrt. Einige Leute hatten sich auch schon Eggen gemacht mit hölzernen oder auch mit eisernen Zinken. Da es schön regnete, so ging der Weizen bald hübsch auf. Aber, oweh! Die Heuschrecken kamen und machten bald alles schwarz. Als nach einiger Zeit der erste Schwarm vorüber war, fing der Weizen wieder an zu grünen. Doch bald hörten wir,



daß von Rosenfeld (2 Meilen südöstlich) ein neuer Schwarm im Anzuge sei. Diese Heuschrecken waren schon etwas größer als die ersten, die kleiner als Hausfliegen waren. So fraßen sie nun wieder alles Getreide, Gemüse und die saftigen Gräser ab. Sie waren überhaupt sehr gefräßig und scheuten sich nicht, ihre etwaig verstümmelten Kameraden aufzufressen. Schlug man z. B. mit einer Peitsche oder mit einem Stocke in einen dichten Schwarm hinein, so war der Streifen bald dicht mit Heuschrecken besetzt, die ihre zerschlagenen Kameraden auffraßen. Oder lief man etwa 20 Schritte in den Schwarm und schaute dann rückwärts, so war bald jeder Fußstapfen zu zählen, wenn sie da zusammenstürmten, um ihre zerquetschten Genossen zu verzehren. Anfänglich schien es so, als ob sie auf der Wanderschaft wären in nordwestlicher Richtung. Um Häuser und andere Hindernisse marschierten sie herum immer in derselben Richtung. Als sie erst Flügel bekamen, erhoben sie sich oftmals an schönen Tagen massenhaft in die Luft, so daß die Sonne manchmal etwas verdunkelt wurde. Diese Heuschrecken sollen überhaupt von einer anderen Art gewesen sein als die, welche hier in den letzten Jahren mehr schwarmweise aufgetreten sind. Von den Regierungsbeamten werden jene als Mountain Locust bezeichnet. Auf manchen Stellen, wie auch bei Morris, kamen sie erst später, als der Weizen beinahe reif war und daher weniger Schaden anrichteten. Auf etwas niedrigem Lande hatten sie das Gras verschont, vielleicht weil da anfänglich Wasser war und ihnen später das Gras zu hart wurde. So konnte noch genügend gutes Heu gemacht werden.

Das Heumachen ging auf folgende Weise vor sich: Der größte Teil des Dorfes, etwa 7 — 8 Wirte, taten sich zusammen, kauften eine Grasmaschine und eine Harke. Beim Grasschneiden wurden die Ochsen in 2 oder 2½ stündigen Zeiträumen im Vorspann gewechselt, um die Maschine von früh bis spät im Gang zu halten. Weil es bei uns gebräuchlich war, die Ochsen im Joch zu brauchen, ohne Leine, so mußten wir Jungens sie führen und die Väter oder größere Jungens saßen auf der Maschine und trieben nebenbei die Ochsen an. Bei der Harke war es ebenso. Nur war dieselbe zu der Zeit einspännig. Die „Harkenreihen“ wurden mit Forken zusammengeschoben und in „Kopitzen“, wie es damals genannt wurde, gebracht, möglichst alle gleich groß, so daß 4 oder 5 davon eine Fuhre ausmachten. Wenn nun erst genügend „Kopitzen“ fertig waren, etliche Hundert etwa, so wurde zur Einteilung geschritten. Es wurden genügend Stäbchen gemacht und mit Nummern von 1 bis 8 versehen. Auf jede „Kopitze“ wurde dann ein solches Stäbchen mit Nummer gesteckt und die Nummern dann verlost. Beim Heueinfahren suchten wir Kinder diejenigen Kopitzen, die unsre Nummer, es war 7, trugen und riefen dann den Vater mit dem Heuwagen heran. Diese Methode der Einteilung war wohl nicht sehr praktisch, aber desto mehr unparteiisch. Einzelne Bessergestellte hatten schon ihre eigenen Maschinen gekauft oder waren doch wenigstens schon nur zu zweien zu einer Maschine.

Den Sommer 1875 wurde recht viel gebaut, obwohl die Zukunft für das irdische Fortkommen garnicht sehr gut aussah wegen den Heuschrecken. Aber Gottvertrauen und Hoffnung müssen die Pioniere reichlich besessen haben, und sie sind, wie es sich später erwies, auch nicht zu schanden geworden. Natürlich ging es knapp zu, und viele mußten Regierungshilfe in Anspruch nehmen in Form von Mehl und Saatweizen für das näch-

ste (1876) Jahr. Wenn wir nun auch unser Mehl bezahlen konnten, so mangelte es oft an den Zutaten. Syrup und Schmalz, in Blechdosen gekauft, waren immer zu schnell alle. Wenn Milch bei der Zubereitung des Brotes verwendet wurde, gabs schon eine bessere Mahlzeit, als nur gewöhnliches Brot und Salz. Fleisch gab es nur sehr selten.

Unsre Eltern bauten im Sommer 1875 ein Wohnhaus 24 Fuß breit und 32 Fuß lang, wovon ein Teil des westlichen Endes als Stall eingerichtet wurde. Andere, wie z. B. auch Johann und Jakob D., die im Juni Monat auch von Rußland gekommen waren, bauten sich Ställe, in denen das östliche Ende als vorläufige Wohnung eingerichtet wurde. Beim Hausbau verfuhr man in der Regel folgendermaßen. Es wurde ein grobes sogenanntes „Gebindwerk" als eigentliches Hausgerüst hergestellt, das mit Zapfen und großen hölzernen Nägeln, 6 bis 10 Zoll lang und 1 Zoll dick, zusammengemacht wurde. Eiserne Nägel waren ja wohl bekannt, aber bei dem groben Holz nicht sehr gebräuchlich. Die Ständer wurden manchmal 3 bis 3½ Fuß auseinander gestellt und der Zwischenraum mit Klötzen ausgefüllt. Gerade so, wie es jetzt bei ärmeren Leuten schon wieder Gebrauch wird. Die Wände wurden schnell reparaturbedürftig, besonders, wenn der in die Ritzen eingefügte Lehm nicht durch Bretterbekleidung geschützt war. Die Dächer wurden meistens in Deckenhöhe, oder etwa 1 Fuß höher, auf die Wand gesetzt. Dann wurden Latten in zehnzölligen Abständen auf die Sparen genagelt. An diesen wurde dann Heu, in kleine 3 Fuß lange und etwa 2½ Zoll dicke Bündel gebunden, befestigt (gebunden oder festgedreht). Solche Dächer haben mitunter bis zu 25 Jahren oder auch länger vorgehalten. Jak. D. deckten das Dach ihres Wohnhauses (26 bei 42 Fuß groß), welches sie etliche Jahre später bauten, schon mit Schindeln. Auch kamen schon mehr Bretter anstatt der Klötze beim Herstellen der Wände zur Verwendung.

Im Winter 1875 — 1876 hatten die Grünfelder Onkel P. D. zum Schullehrer gemietet mit einem Gehalt von 60 Dollar in bar, dazu sollten für ihn noch aus dem nahen Walde 10 Fuhren Bauholz nach Hause gefahren werden. Außerdem erhielt er das Brennholz frei. Die englische Sprache zu lernen, daran wurde damals noch nicht gedacht. Auch Schulmaterial war viel weniger, auch war es viel einfacher. Die Schiefertafel wurde viel anstatt Papier gebraucht.

Als nun nach einem mäßig kalten Winter das Frühjahr anbrach, wurde mit frischem Mut zur Bestellung des Landes geschritten. Das im Jahre vorher aufgebrochene Land wurde zurückgepflügt und mit dem zugesandten gekauften Weizen besät. Dann wurden noch einige weitere Acker gebrochen und meistens mit Hafer besät. Einzelne, die nebenbei noch ein Paar Pferde hatten, säten schon über 20 Acker. Andere vielleicht kaum halb soviel. Natürlich wurde alles mit der Hand gesät. Mit der Eggengerätschaft half einer dem andern aus durch Baggen und mitunter auch mit Zugochsen, Pflügen und Wagen, so daß auch der Aermste etwas säen konnte, wenn er wollte. Bei genügend Regen gedieh auch das Getreide prachtvoll. Auch Kartoffeln und anderes Gemüse wuchs sehr gut. Von Heuschrecken war im zweiten Jahr keine Spur. Auch gebaut wurde hin und wieder. Besonders wichtig war es, daß eine Dampfmühle in der Reserve gebaut wurde und zwar in Reinfeld, drei Meilen nord von Grünfeld. Das Mahlen lassen war damals eine noch fast größere Ersparnis an Geld gegenüber dem

Mehl = kaufen als jetzt, weil mehr fürs Maß gemahlen wurde, vielleicht „auf das sechste Maß." Als der Mahlpreis in Bargeld verrechnet wurde, betrug er anfang der 90 er Jahre 12c, per Bushel, später 15c., schließlich auch 20c. Jenes Mehl war übrigens nicht so gut, wie das heutige. Besonders wenn Brand unter dem Weizen war, sah es ziemlich dunkel aus und gab schlechtes Backwerk. Übrigens wurde bald versucht, die Brandkörner vorher durch Ausstauben im Wind oder sonstwie zu entfernen. Auch bemühte man sich brandfreien Weizen zur Saat zu verwenden. Das Mahlen wurde mit zwei ausgearbeiteten Steinen bewerkstelligt, die 4 Fuß im Durchmesser hatten und 16 Zoll dick waren. Der untere der Steine lag fest und der obere, der in Drehbewegung gebracht wurde, zerrieb dann das Getreide zu Mehl. Auch wurde in Grünfeld von Corn. Toews eine Windmühle gebaut. Die muß dort aber nur wenige Jahre gestanden haben, weil ich mich nicht viel davon erinnern kann. Von der Windmühle, die in den ersten Jahren in Steinbach gebaut wurde, weiß ich mehr, vielleicht aber auch nur deshalb, weil selbige dort bald abgebrochen und bei Morris in Rosenort aufgestellt wurde, wo sie über 40 Jahre gearbeitet und als ein weit sichtbares Wahrzeichen gestanden hat. Schließlich mußte sie den modernen Verhältnissen weichen, als die Leute ihre eigenen Schrotereien mit Gasolinantrieb einrichteten.

Soviel ich weiß, wurde im Sommer 1876 noch alles Getreide mit der Sense abgemäht; höchstens, daß es mal jemand mit wenig Erfolg mit einer Blechplattform hinter der Grasmaschine probierte. Mit dem Heumachen war es schon besser als im Jahre vorher. Zwei oder drei Wirte kauften sich gemeinsam Grasmaschine und Harke, und so brauchten meistens nur die Grasflächen eingeteilt zu werden, wenn das noch überhaupt nötig war. Als das Getreide dann gebunden und auf den Höfen zusammengefahren war, wurde daran gedacht, eine Dreschmaschine zu kaufen. Der Dreschflegel, wie in Preußen, oder der Ausfuhrstein, wie in Rußland, schienen hier nicht angebracht. Somit tat sich also das ganze Dorf zusammen (zu der Zeit waren es 12 oder 13 Wirte) und kaufte eine Pferdedreschmaschine. Wie teuer sie war, weiß ich leider nicht. Übrigens wurden die ersten zwei oder drei Herbste keine Pferde für die Maschine verwendet, sondern fünf Paar Ochsen machten die ganze Triebkraft aus, die erforderlich war. Weil nun Ochsen bekanntlich faul sind, wurden wir Jungens mitunter angestellt, die faulsten unter ihnen besonders anzutreiben. Und es ging durchaus nicht gut, stundenlang in der Runde hinter den Ochsen herzutraben. Übrigens stand noch ein Fuhrmann auf einer Plattform in der Mitte des Rundganges, um beim Antreiben der Ochsen zu helfen. Von der Plattform aus wurden später die Pferde von einem einzigen Treiber in Gang gehalten. Besser ging es schon das folgende Jahr (1877), als ein Regulator angebracht wurde und somit jedes Paar Ochsen und Pferde gleichviel ziehen mußten. Damit wurde auch das Abbrechen der Deichsel verhindert. Die Triebkraft wurde von dem Pferdegang vermittelst Stangen mit Gelenken nach der Maschine geleitet. Es war etwas schwer, die Dreschmaschine mit den Ochsen in Gang zu bringen und im erforderlichen Tempo zu halten. Es konnten nicht sehr viele Hunderte Bushel an einem Tag gedroschen werden. Vorne stand ein Mann auf einer Plattform, der das Getreide einließ oder hineinschob. An der Seite war ein Tisch, wo die Gar-

ben hinaufgelegt und aufgeschnitten wurden. Diese Arbeit war noch nicht so leicht, solange „Hände" - Binder gebraucht wurden. Das einigermaßen reine Getreide kam zur Seite in eine auf der Erde stehende Box, woraus es dann in Säcke gefüllt und auf den Hausboden getragen wurde, welcher damals, und bei manchen auch noch viele Jahre später, der einzige Vorratsraum für Getreide war. Es gab übrigens auch Maschinen, wo bei einem kleinen Elevator die Säcke aufgehalten wurden. Das Umplatzieren der Maschine nahm einigemal beinahe zwei Stunden in Anspruch, weil beim Pferdegang die Räder eingegraben und mit Stützen gut angepflöckt wurden, um so ein Schiefziehen zu vermeiden. Der Strohträger mußte losgenommen oder das äußere Ende nachgetragen werden, weil das höhere Ende beim Dreschen aufgestützt und vermittelst einer langen Kette von der Maschine in Betrieb gesetzt wurde. Bei Morris haben sie gleich von Anfang an nur mit Pferdevorspann gedroschen. In Grünfeld dauerte es 3 oder 4 Jahre, ehe genug Pferde da waren, um den Pferdegang zu bespannen.

Anfang der achtziger Jahre kamen auch schon die Dampfmaschinen auf, die dann fünf oder sechs Jahre später allgemein in Gebrauch kamen. Das Getreide, das übrig war, mußte anfänglich nach Winnipeg gefahren werden, wo man auch sehr bestrebt war, Tauschhandel zu führen.

In dem Jahre 1876 wurden auch einige Warenhandlungen in der Reserve eröffnet. Die Postoffice war (wenigstens für uns) Winnipeg. Als dann die Eisenbahn (1879) von der Grenze bis Winnipeg fertig wurde, war unser Postamt in Niverville fünf Jahre später in Hochstadt. Auch waren um diese Zeit schon Brettersägereien in der Reserve in Betrieb. Ganz am Anfang wurde das Bretterschneiden mit Menschenkraft besorgt. Auf 8 Fuß hohen Holzblöcken, auf denen der zu zersägende Baumstamm lag, stand ein Mann und zog die lange Säge hoch. Ein anderer Mann stand unten und zog sie herab u. s. w.

Der nun folgende Winter 1876 auf 1877 war wieder ziemlich streng, so wie der erste. Aber wir waren jetzt insoweit besser dran, da schon beinahe alle warme Wohnungen und Stallungen hatten. Die Saatzeit (das Pflügen) fing etwa den 20. April an. Damals wurde noch fast alles im Frühjahr gepflügt. Das Herbstpflügen kam erst viel später auf. Das Reinigen des Saatgetreides geschah vermittelst eines runden Siebes, das kreisförmig geschwungen wurde. Grobes Unkraut und die Spreu wurden mit den Händen entfernt, während der kleine Unkrautsamen durch das Sieb fiel. Einige machten sich auch Staubmühlen. Soviel ich mich besinnen kann, war es viele Jahre später als richtige Putzmühlen aufkamen.

Im Frühjahr und Sommer bauten wir einen Stall ans Wohnhaus mit ebensolchem Gebindwerk wie das Haus es hatte. Es wurde alles auf der Erde liegend fertig gemacht, Schranken, Sparen, Zapfen, Nägel u. s. w., dann wurde das halbe Dorf eingeladen teilweise als Gäste) um das Richtfest zu halten, d. h. das Baugerüst aufzurichten und zu befestigen. Als um etwa 4 Uhr das Gerüst fertig dastand, gab es einen sehr großen Regen, dessen ich mich noch sehr gut erinnere. Überhaupt hatten wir in dem Jahr einen sehr nassen Sommer. An manchen Stellen gab es wahre Landsee. Infolge der Nässe gab es auch weniger Getreide vom Acker als das Jahr vorher.

Gebe hier etwas aus Onkel P. D.'s Brief wieder: Peter Berg bekam von 12 Ackern 200 Bushel Weizen, Ab.

Löwen von 20 Ackern — 300 B., Johann Dück von 20 Ackern 250 B., Jakob Dück von 20 Ackern 225 B., wir von 10 Ackern — 85 B. u. s. w., Hafer etwa doppelt soviel.

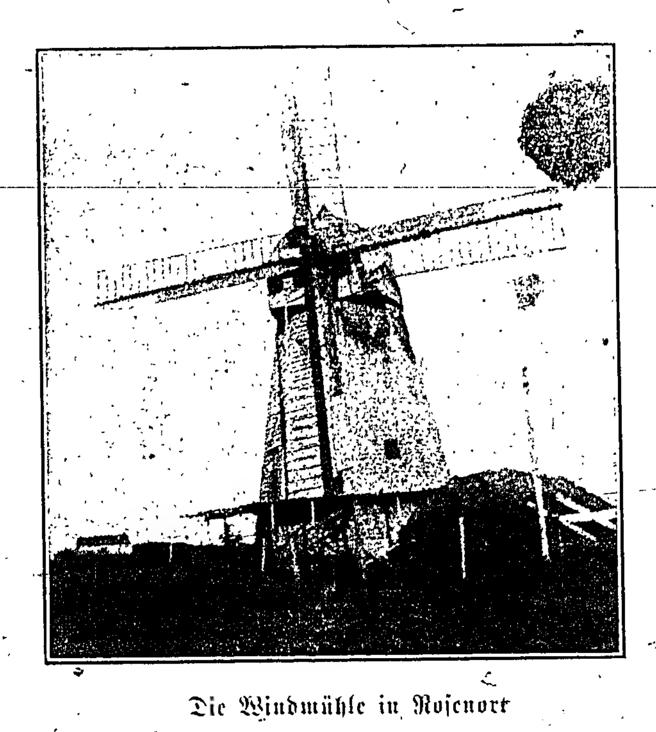
1877 kam der Ertrag von 2 und 3 Milchkühen sehr zu statten; denn die Butter kostete 25 bis 30c. per Pfund. Auch Schweine, vom vorjährigen Getreide ausgefüttert, konnten schon geschlachtet werden. So war die gesamte Lage am Besserwerden. Zum Dreschen teilte man sich weiterhin in Gruppen von drei oder vier Wirten pro Gruppe.

Am 21. August mußte die Ansiedlung der Ostreserve zu Ehren des Generalgouverneurs Ruhetag halten, der mit einer kleinen Ausstellung verbunden war. Der Grünfelder Schule wurde die Ehre zuteil, mehrere Lieder vor dem hohen Herrn zu singen. Der Gouverneuer hielt eine Rede, welche Herr Hespeler ins Deutsche übersetzte. Letzterer hatte sich sehr um die Mennoniten verdient gemacht. Er hatte ihnen am Anfang viel mit Rat und Tat geholfen, meistens durch Dolmetschen.

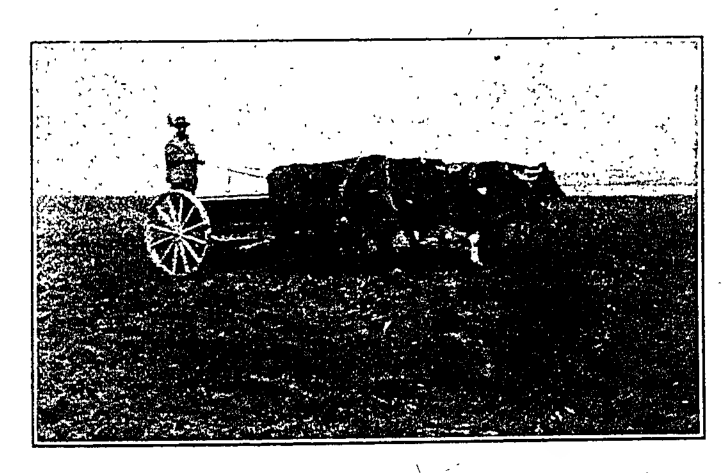
Der Winter 77 auf 78 war sehr gut inbezug auf das Wetter. Es konnte bis Weihnachten gepflügt werden; und mitte März war der Frost schon wieder aus der Erde. Es war den Winter selten bis 20 Grad kalt. Fiel mal ein Zoll Schnee, so verschwand er von der Sonne ohne Tauwetter. Es gab also auch keine Schlittenbahn. Seit der Zeit hat es bis jetzt noch keinen solchen Winter gegeben. Im folgenden Sommer war es wieder ziemlich naß, desgleichen auch die folgenden beiden Jahre.

Im Sommer 1878 kam die erste Mähmaschine (Reaper) ins Dorf, welche für 1 Bushel per Acker für andere Getreide schnitt, wenn die Farmer Vorspann gaben. Diese Maschine legte die offenen Garben beiseite, damit die nächste Runde frei würde. Ein paar Jahre später wurden stellenweise Maschinen gebraucht, wo zwei Mann auf einer Plattform mitfuhren und die von der Maschine zurechtgelegten Garben gleich banden, ehe sie abgeworfen wurden. Drahtbinder wurden nur wenige Jahre gebraucht. Im Jahre 1882 waren sch n etliche regelrechte Selbstbinder im Gebrauch. Obwohl in mancherlei verändert und verbessert sind sie bis heute in der Hauptsache doch dieselben geblieben. Desgleichen ist auch die Dreschmaschine viel verändert und sehr verbessert worden. Aber das Ausdreschen und Ausschütteln des Getreides besorgten die Maschinen früher in derselben Weise, wie die heutigen. Ende der 80er Jahre kamen die Dampfdreschmaschinen auf, die dann aber noch mit Pferden weitertransportiert werden mußten. Kaum zehn Jahre später fanden sich solche, bei denen sich der Dampfkessel mit Dreschkasten selbst fortbewegte. Also eine weitere wertvolle Entlastung der Pferde.

Doch da dieses schon aus der Zeit der Pionierjahre hinausgeht, will ich abbrechen, um nicht zuviel Zeit in Anspruch zu nehmen. Ich danke den Zuhörern für ihre Geduld, und hoffe, daß es wenigstens einem Teil derselben genügend interessant gewesen ist.



Die Windmühle in Rosenort



Ochsen vor der Sämaschine



No. 30 des Programms

K. W. Reimer wurde am 1. Dezember 1861 in Kleefeld an der Molotschna in Südrußland geboren und kam im Jahre 1874 als 13-jähriger Junge nach Kanada. Wohnhaft gegenwärtig in Steinbach.

Klaas W. Reimer

Werte Jubiläumsgäste!

Vom Vorsitzenden des Jubiläumskomitees aufgefordert, will ich etwas aus den Pionierjahren unsrer Ansiedlung erzählen, aber nur das, wo ich selber bin mit dabei gewesen, als wir uns mal in Steinbach niederließen.

Schon in Duluth kauften wir uns die nötigsten Sachen, um auf's Land zu gehen: einen Kochofen, eine Axt, einen Schinken und fünf Pfund Schmalz. Dann fuhren wir mit der Bahn bis Moorhead, wo wir den Red River-Dampfer bestiegen, und fort ging es nach Manitoba. Den 15. September 1874 kamen wir bis nach Niverville.

Es wäre hier nun vieles zu sagen über die Ursache unsrer Auswanderung u.s.w., doch würde die Zeit es kaum erlauben, soweit abzuschweifen. Daß unsre Väter damals aber haben recht getan, fanden wir bestätigt auch während des Weltkrieges, als uns von unsrer Obrigkeit weites Entgegenkommen in der Frage unserer Wehrlosigkeit erwiesen wurde. Ich selber habe während der Kriegsjahre Gelegenheit gehabt, mich persönlich von dem Wohlwollen der Regierung uns gegenüber zu überzeugen. Ich erzähle hier kurz diese Episode.

Ich hatte auch einer Versammlung der Vertreter aller Mennonitengemeinden, die in Altona abgehalten wurde, beigewohnt und hielt auf dem Wege nach Hause in Winnipeg an. Hier gingen wir in die Victory Bonds Office, um mit dem Vorsteher etwas durchzusprechen. Der Vorsteher fragte mich zuerst, woher ich komme, und ob ich einer von denen sei, die in Altona auf dem Meeting gewesen seien. Ich sagte ja. Dann fragte er mich weiter, was wir da beredet hätten. Ich erklärte es ihm. Nun wollte er wissen, ob ich an die Berechtigung des Krieges glaube. Nein — war meine Antwort. Womit begründen Sie das, fragte er weiter. Ich zog nun mein Testament aus der Tasche und zeigte es ihm. — Glauben Sie fest daran — fragte er darauf. Ich bejahte. Darauf sagte er: Sie haben recht. Aber nun werde ich Ihnen etwas sagen: Haltet eure Jungens zu Hause, laßt sie nicht in der Stadt herumbummeln, während unsere Söhne vor dem Feuer sind; denn wir können unser Volk nicht zurückhalten, wenn es eure Jungens am Pooltisch findet. Haltet sie auf der Farm und haltet, was eure Väter versprochen haben.

Also, wie schon gesagt, den 15. September 1874 verließen wir den Red River-Dampfer und betraten Manitobaer Boden. Wir schlugen unser Zelt auf und übernachteten am Ufer. Es regnete fast die ganze Nacht. Ich und mein Bruder Abram fanden Unterkunft bei einem Halbblutindianer; denn wir waren ganz naß. So in den nassen Kleidern schliefen wir auch am warmen Ofen. Am nächsten Tag wurde aufgepackt, und fort ging es nach dem Immigrantenhaus, welches 5 Meilen östlich von Niverville war. Da blieben wir etwa eine Woche. Dann kamen die Väter mit Wagen und Ochsen von Winnipeg, und, hurra! jetzt ging es nach Steinbach

aufs Land. Bei der Fahrt, wenn es den Ochsen schwer wurde, riefen wir hoho! Und dann standen sie ganz still. Erst wenn wir järeb sagten, gings wieder los. In Steinbach angekommen hatte schon jeder seinen Wohnplatz. Auch wir hatten den unsern. Auf dem stand ein großer Baum. Daneben schlugen wir unser Zelt auf und banden es am Baum fest. Der Schinken und die Uhr wurden an den Baum gehängt, und dann ging das Bauen los. — So stand nun unser Vater mit seiner kranken Frau, unserer Mutter, und acht Kindern zwischen Himmel und Erde da. Und der Winter war vor der Tür. Es mußte also gebaut werden, und wir gingen an die Arbeit. Vater, mein Bruder Abram und ich. Zuerst gruben wir ein Loch in die Erde, 3 Fuß tief, 30 Fuß lang und 14 Fuß breit. Die Erdsoden kleiten wir an den Seiten 3 Fuß hoch auf und setzten zwei kleine Fenster auf die Erde. Dann fuhren wir in den Wald, das Sparrholz zu holen. Es war gerade der Busch, der heute noch auf Bruder Joh. W. Reimers Farm ist. Das Holz mußten wir aus dem Busch tragen. Das war schwer. Vater faßte dann am dicken Ende an und wir, Bruder Abram und ich, am dünnen. Dabei geschah es denn, daß wir über Wurzel stolperten und hinfielen, und Vater nicht nur den Baumstamm, sondern auch uns herauszuschleppen hatte. Das Dach des Hauses wurde mit Rohr gedeckt. Fünfzehn Fuß des Gebäudes wurden mit Brettern ausgenagelt, und die andern 15 Fuß hatten aber nur ein Rohrdach. Dieses Ende war für das Vieh bestimmt. Dann machten wir noch ein wenig Heu. Es war aber alles verfroren. Eines Abends überraschte uns ein Präriefeuer. Um uns dagegen zu schützen, pflügten wir schnell einen Streifen Land, um, wobei wir die Soden aber mit den Händen umstülpen mußten. Dabei haben wir uns beinahe totgearbeitet. Doch unsre Serrei wurde gerettet.

Nun war der Winter da. Wir zogen also mit unserm Vieh in die Arche und fingen es an zu füttern. Es zeigte sich jetzt aber, daß das Heu nichts taugte, das Vieh fraß es nicht. Glücklicherweise konnten wir uns etwas Heu kaufen und dadurch das Vieh vor dem Hungertode retten. Doch hatten wir nicht genug Heu, und infolge des mangelhaften Futters litt das Vieh auch mehr unter der Kälte. Wir nahmen schließlich unsere Zeltleinwand und behängten das Vieh damit. Auch fingen wir an, jedem Ochsen und jeder Kuh zwei Schnitten Brot täglich zu geben Und so kamen wir selber glücklich durch den Winter und brachten auch das Vieh durch. Letzteres hatte aber doch soviel vom Frost gelitten, daß, nachdem es Frühling wurde, einigen Ochsen der Schwanz, anderen die Hörner abfielen. Einigen waren die Beine bis an die Knie erfroren, so daß sie geschlachtet werden mußten.

Unser Essen war den Winter durch Kartoffeln, mit Salz in Wasser gebraten, gewesen, dazu schwarzes Brot und Prips. Für einen Sack Mehl mußte Vater mit Ochsen zusammen 6 Tage arbeiten. Er fuhr nämlich nach dem Busch, u. machte dort Zaunpfähle. Für eine Fuhre solcher Zaunpfähle erhielt er dann einen Sack Mehl. Und trotzdem wurde nicht so „Depression" geschrieen, wie heute, während die Autos durch die Straßen rasen. —

Das Jahr 1875 fängt an. Es wird nun Strauch gehackt und gepflügt, so sehr wie ein jeder kann. Wer nicht zwei Ochsen hatte, pflügte mit einem Ochsen und einer Kuh. So wurde bei vielen Leuten der letzte Dollar auf die Aussaat verwendet, alles auf Hoffnung. Aber Gottes Pläne waren andere. Er schickte die Heuschrecken,

um seine Kinder zu prüfen, ob sie auch würden Glauben halten, wenn eine Trübsal über sie käme. Die Heuschrecken nahmen alles, was gewachsen war. Nichts blieb übrig, als ein wenig Kartoffeln. Im August Monat flogen die Heuschrecken alle weg. Die Schwärme waren mitunter so groß, daß sie die Sonne verfinsterten.

Im Jahre 1876 bauten wir uns schon einen besseren Stall von Klotzholz. Wir selber wohnten aber noch einen Winter in der Serrei. Am 13. Dezember dieses Jahres war es auch, als Onkel Heinrich Wiebe im Schneesturm erfrohr. Im Frühjahr 1876, als wir wieder säen wollten, wurden wir gewahr, daß der Samen der Heuschrecken in der Erde geblieben war. Viele wurden nun mutlos und zweifelten, ob sie überhaupt säen sollten. Um diese Zeit kamen eines Sonntags unsere Großeltern, Onkel und Tanten bei uns zusammen. Einige der Onkel sagten, sie wollten nach den Vereinigten Staaten ziehen. Dem widersprach aber unsre liebe Großmutter. Sie sagte: Das wollen wir nicht tun; denn der liebe Gott hat mein Gebet erhört, er hat uns auf der Reise beschützt und sicher hierhergeführt. Und wir wollen nicht weiter gehen, vielmehr wollen wir mit Gottes Hilfe getreu an die Arbeit gehen und nicht mutlos werden. Ich habe das Vertrauen auf Gott, daß er uns segnen wird, und wir unser Brot haben werden. So sprach die Großmutter. Und ihre Kinder waren gehorsam und waren glücklich. Der Zuspruch gab meinen Eltern und allen andern so viel Mut, daß sie von neuem auf gute Hoffnung die Aussaat bestellten. Die Heuschreckeneier aber waren da. Doch dann bekamen wir, etwa den 26. Mai, einen schweren Regen mit Schnee. Etliches Getreide und auch das Gemüse im Garten waren schon aufgegangen. Und dieses kalte Wetter mit Regen und Schnee tötete den Heuschreckensamen. So bekamen wir durch Gottes gnädige Lenkung eine Ernte und mit ihr auch unser Brot. Es kam aber viel Regen bis in die Ernte, und es stand viel Getreide im Wasser. Es wurde dann mit der Sense abgemäht und aufs Trockene getragen.

Mein Vater war von Rußland aus ein Schmied. Er hätte auch hier gerne dieses Handwerk wieder aufgenommen, hatte aber keine Kohlen. Da kam eines Tages Mr. John Peterson (er ist heute bereits 92 Jahre alt und weilt auch unter uns hier) zu uns und half meinem Vater von grünem Pappelholz Kohlen brennen.

Jetzt will ich noch kurz etwas die Zeit von 1877 bis 1920 streifen. Regen haben wir durchweg viel gehabt. Das Getreide ist oft im Wasser ersoffen. Oft ist es auch verfroren. Die Wege waren schlecht. Ein „Trip" nach Winnipeg dauerte fünf Tage. Viel Mücken gab es und viel Erdbeeren. Unsere Main - Straße in Steinbach war stellenweise so bewaldet, daß der Ochsentreiber vor den Ochsen gehen mußte, weil für ihn an der Seite des Fuhrwerks vor Bäumen und Sträuchern kein Raum blieb. Heute rasen die Autos durch die breiten Straßen und über ihnen brummen die Aeroplane. Die erste Dreschmaschine, mit der in Steinbach gedroschen wurde, besaßen Mr. John Peterson und John Carlton. Der Separator hatte nur zwei Räder, der Umgang war für vier Paar Ochsen. Die Garben mußten wir bisweilen oben auf dem Schober mit der Axt auseinander hacken, so zusammengefroren waren sie. Heute wird aus Hocken und auch mit dem Combine gedroschen.

Im August des Jahres 1877 besuchte uns Lord Dufferin, wobei Johann J. Friesen die Ehre zuteil wurde, seine Reitstiefel nach dem Zelt zu tragen. In demselben Jahre bauten wir unsern zweiten Stall. Er erhielt

den mit dem Messer gemachten Einschnitt: Bauherr Klaas Reimer und Baumeister Heinrich Brandt. Die erste Windmühle, die noch heute bei H. W. Reimer auf dem Hofe steht, und die mit Wind und Dampf betrieben wurde, wurde von A. S. Friesen, Steinbach, gebaut. Die zweite Mühle wurde 1880 von Vater Klaas Reimer und Onkel Peter Barkman gebaut, wofür wir, Peter T. Barkman, Johann T. Barkman, mein Bruder Abram und ich (K. W. Reimer) anno 1879 im Winter das Gerüstholz aus dem Busch nach Hause fuhren. Zwei von uns besorgten den Transport mit zwei Paar Pferden und zwei Paar Ochsen, und die anderen zwei fällten das Holz. Dabei schliefen sie unter offenem Himmel bei 30 Grad Frost. Unsere erste Mühle brannte 1893 den 16. August des Nachts ab. In demselben Jahre wurde die zweite Mühle gebaut, die dann am 18. Oktober 1920 abbrannte.

Im Juni 1877 fing unser Vater mit einem Laden (Store) an. Es war ein recht wunderbarer Anfang. Er war nach Winnipeg mit Produkten gefahren und kam gelegentlich in das Schnittwarengeschäft R. J. Whitla. Der Mann fragte meinen Vater nun, ob er nicht wolle Ware mitnehmen und sie unter unsern Leuten verkaufen. Vater sagte, er habe kein Geld, er könne das nicht. Darauf sagte der Mann, er werde ihm Waren im Werte von $300.00 einpacken lassen, Geld brauche er keines zu geben, wenn er später bezahlen könne, sei gut, und wenn nicht, so sei auch das gut. Und so wurde es auch getan. Der Warenkasten, in dem die Ware drinnen war, wurde der Ladentisch und den ließ Vater auch nicht heraus, bis das Store gebaut wurde, das heute noch an der Mainstreet steht und den Namen Central Store trägt.

Jetzt noch etwas von meinen eigenen Pioniergeschäften. Im Jahre 1885 baute ich mein erstes Haus und verkaufte es im Jahre 1887 an meinen Onkel Johann Thiessen, der von Nebraska nach Manitoba gezogen war, für $400.00, alles in $20.00 Goldstücken, mehr Gold als heute in Steinbach zu finden wäre. Mein eigentlicher Beruf aber war Käsemacherei. Anno 1889 baute ich meine erste Käsefebrik; 1892 baute ich in Blumenort die zweite Fabrik und 1896 in Hochfeld die dritte. Im Jahre 1897 brachte ich es in sechs Monaten in allen drei Käsereien zusammen als Höchstleistung bis 150,000 Pfund Käse. Ehe ich mit dem Käsemachen anfing, hatte ich in Winnipeg einen sechs Monate dauernden Kursus in der Zubereitung von Käse und Butter durchgemacht. Im Jahre 1897 machte ich Käse für die Ausstellung und erhielt den ersten Preis, $40.00 in bar und ein Certificat für No.1 Käse.

Ich lasse hier nun noch die Liste der ersten Wirte — 18 an der Zahl— des Dorfes Steinbach folgen, die dieses Dorf gründeten. Steinbach zieht sich von Nordwest nach Südost. Ich beginne vom nordöstlichen Ende und gebe die Namen der Wirte in der Reihenfolge ihrer Hofstellen an.

1. Klaas Friesen
2. Cornelius Fast
3. Wilhelm Giesbrecht (zwei Jahre später, 1877)
4. Heinrich Brandt
5. Jakob Barkman
6. Cornelius Goossen
7. Jakob S. Friesen (zwei Jahre später, 1877)
8. Abram S. Friesen
9. Peter Töws
10. Johann Reimer
11. Klaas Reimer
12. Gerhard Giesbrecht
13. Johann Wiebe
14. Jakob Barkman
15. Peter Barkman
16. Johann Friesen
17. Heinrich Fast

18. Franz Kröker.

Alle diese, mit Ausnahme der zwei vermerkten, siedelten im Jahre 1874 hier an. Sie mögen es damals nicht geahnt haben, daß Steinbach sich im Laufe der Jahre zu einem so stattlichen Städtchen entwickeln würde.

No. 32 des Programms

Johann Isaac Friesen, geboren am 15. Januar 1860 in Rosenort, Molotschna, Südrußland, kam im Jahre 1874 im Alter von 14 Jahren nach Canada. Gegenwärtig wohnhaft in Meade, Kansas.

Johan Isaac Friesen

Werte Festgäste!

Auf Aufforderung des Festkomitees will ich im folgenden etwas aus den Jahren unserer Einwanderung und Ansiedlung wiedergeben, wie ich es gesehen und erlebt habe.

Von Quebec, wo wir mit dem Schiffe Hebernian gelandet waren, ging es per Bahn über Montreal nach Sarnia, einer Hafenstadt am See Huron.

In Montreal war unsre Gruppe von der Canadischen Regierung noch mit einer Mahlzeit bewirtet worden zu einem Willkommen in Canada.

Von Sarnia fuhren wir auf dem Lake Huron und Lake Superior nach Duluth. Hier angekommen bestiegen wir den Eisenbahnzug und weiter ging es durch das nördliche Minnesota, eine unbesiedelte Gegend mit hohen Gräsern bewachsen und mit vielen Seen. Wir kreuzten den nördlichen Teil des Mississippi Flusses, der in großer Eile dem Süden zueilte.

Am 9. September des Morgens kamen wir in Moorhead an, einem kleinen Städtchen am Red River. Das Schiff, das uns nach Manitoba bringen sollte, stand schon auf dem Red River bereit. Den nächsten Tag ging der kleine Flußdampfer ab, sich stromabwärts bewegend und den Schlangenwindungen des Flusses folgend dem Norden zu.

Gehe nochmals wieder zurück nach Moorhead. Diese Stadt liegt am östlichen und Fargo am westlichen Ufer des Red Rivers. Die Endstation der Northern Pacific Einsenbahn war damals Fargo. An dem östlichen Ufer, an dem der Flußdampfer in Moorhead stand und wo wir einstiegen, stand damals eine Ulme. Diese Ulme steht da auch heute noch. Als ich anfangs September 1933 in Moorhead war, suchte ich mir auch die Ulme auf.

In Fargo kauften unsere Väter noch Kochöfen, die sie mit nach Manitoba auf die neue Ansiedlung nahmen. Fargo war damals (1874) nur ein kleines Städtchen von ungefähr 50 Einwohnern. Heute zählt es ihrer 35,000. Moorhead hat etwa 8600 Einwohner.

Der Rote Fluß (Red River) war ja damals, wie übrigens auch heute noch, an beiden Seiten mit Ulmen, Eichen, Eschen und auch viel Weiden bewachsen. Es war recht interessant, den Fluß hinabzufahren. (Unsere Gruppe bestand aus 25 Familien.) Auf dieser Fahrt machten wir unsre erste Bekanntschaft mit den Mücken. Sie summten uns so schelmisch ins Ohr, als wollten sie uns Einwanderern zu verstehen geben, daß wir willkommen in Canada seien.

Nach einer sechstägigen Fahrt, am 15. September hielt unser Schiff westlich von Niverville an der Stelle, wo der Rat River in den Red River

mündet. Hier stiegen wir ans Land. Die Sonne ging gerade auf, und es war ein schöner Morgen, obzwar es ziemlich gefroren hatte. Der Kapitän des Schiffes befahl nun seinen Leuten, Brennholz ans Land zu tragen, ungefähr eine Klafter. Dieses wurde mit Coaloil begossen und angezündet, damit die Mütter mit ihren kleinen Kindern sich erwärmen konnten.

Wir waren jetzt am Ziele. Fünf Meilen vom Landungsplatz hatte die Regierung Bretterbuden aufschlagen lassen, in denen wir einstweilen untergebracht wurden. Diese Bretterbuden oder Immigrantenhäuser standen auf dem Lande, welches für die Mennoniten reserviert war. Die erste Gruppe Immigranten, die schon im August angekommen war, hatte versucht, einen Brunnen zu graben neben den Bretterbuden. Aber nachdem zwei Männer mit Erde befallen waren, so daß man sie nur mit großer Mühe ans Tageslicht bringen konnte, stand man davon ab. Die Erde fiel immer ein, sie stand nicht, wie wir das aus Rußland gewohnt waren, wenn wir dort einen Brunnen gruben.

Nun ging es ans Aussuchen der Heimstätten. Unsere Familienväter waren fleißig dabei, passendes Land zu finden und es sich zu sichern, um dann mit den Familien hinaufzugehen und sich für den nahen Winter mit Wohnungen zu versehen. Und der Winter war ja in Manitoba viel kälter als wir es in Rußland gewohnt waren, was wir damals aber nicht wußten, oder doch wenigstens nicht glaubten. — Und nun gab es viel zu lernen. Wir waren nicht mehr in Rußland. Die Verhältnisse hier waren ganz anders, als wir es von dort gewohnt waren, und es wollte uns hier längere Zeit garnicht gefallen. Aber es ging ja auch nicht um unser Gefallen, nicht darum handelte es sich bei unserer Auswanderung.

Wir bauten uns nun ein Dugout (Semljanka, Erdhütte). Das ist eine Wohnung in der Erde, mit einem Dach aus Erde, von innen mit Brettern ausgeschlagen. So wurden viele Wohnungen gebaut für den Winter. Die Ansiedler waren im Durchschnitt sehr arm. Das erstgemähte Heu verloren wir durch ein Präriefeuer, und das später gemähte Heu war schon zu sehr verfroren. Durch die schlechten Stallungen und infolge des schlechten Futters fiel viel Vieh. Anderes, das durch den Winter kam, verlor Schnäuze und Ohren durch Anfrieren. Auch unsere Ochsen, die auch von Frost und schlechtem und mangelhaftem Futter sehr gelitten hatten, fielen im Frühjahr.

Auch die Nahrungsmittel für die Menschen waren unzulänglich. Wir hatten mal eine Woche lang kein Mehl in unsrer Wohnung. Das war peinlich. Mein Vater, der sich mit Lederpantoffeln (Schlorren) machen und Schuheflicken beschäftigte, hatte dann aber mit der Zeit soviel Geld verdient, daß wir wieder einen Sack Mehl kaufen konnten. Das Mehl kostete damals sechs Dollar per 100 Pfund. Den Winter durch waren wir mit Schneedünen umschanzt und unsere Erdhütte war mit Schnee bestümt. Da es mit der Zeit Frühling wurde, ging ich in der Ansiedlung auf Arbeit, d. h. wenn ich welche bekommen konnte. Da die Leute nicht Geld hatten und der Lohn sehr klein war, so packte ich bald meinen Rucksack und ging zu Fuß nach Winnipeg, um dort Arbeit zu suchen. Die Strecke bis Winnipeg betrug 36 Meilen. Pferde gab es zu der Zeit in der ganzen Ansiedlung keine, nur Ochsen, und wenn man schnell wohin gelangen wollte, so ging man zu Fuß. Ich fand Arbeit bei einem Gemüsegärtner, Viktor Mager. Das war 1876, im zweiten Jahre unseres Hierseins

Ich habe den Sommer, der dem ersten Winter folgte, übergangen. Es gab in dem Sommer viel Heuschrecken. Auf Pantoffeln, die für viele das einzige Fußzeug waren, konnte man nicht gehen; denn man zerquetschte darin mit den Füßen die hineingeratenen Heuschrecken, wovon die Sohlen von innen so schlüpfrig wurden, daß die Füße immer herausglitten. Erst nachdem die Heuschrecken ausgewachsen waren, wurden wir von dieser Plage befreit. Sie flogen alle weg. Das Getreide und Gemüse wurde alles aufgefressen.

Den 5. Juni dieses Sommers ertranken zwei Männer von den Ansiedlern im Red River bei Winnipeg. Es waren Jakob Friesen und Rev. Jakob Barkman. Ihre Familien wurden in tiefe Trauer versetzt. Im Winter von 1875 auf 1876 hatten wir die Gelegenheit, Mehl von Emerson nach Winnipeg zu fahren und bekamen dafür $1.00 per Sack. Ich hatte 28 Säcke geladen. Wir waren eine Gesellschaft von 20 Fuhren, alles mit Ochsen bespannte Schlitten. Die Fahrt nahm 10 Tage in Anspruch. Es war im Februar. Die Ursache, daß das Mehl von Emerson gefahren werden mußte, war die, daß das Schiff mit dem Flachboot im Herbst bei Emerson auf dem Red River eingefroren war. Es hatte eine große Partie Mehl, alles für Winnipeg bestimmt, geladen.

Am 21. August 1877, als der damalige General Gouverneur Lord Dufferin die mennonitische Ansiedlung besuchte, wurden verschiedene Vorbereitungen zum Empfange des hohen Gastes getroffen. Etwa 8 Meilen von unserm Wohnorte entfernt veranstalteten die Ansiedler eine Ausstellung von verschiedenem Getreide, Gartengemüse, Blumen u. s. w., um dem Herrn Gouverneur zu zeigen, was der jungfräuliche Boden unter unserer Pflege in den paar Jahren schon hervorgebracht hatte.

Dort, wo der Weg in die Reserve einlenkte, wurde eine Ehrenpforte von Tannen errichtet. Bis zu dieser Ehrenpforte ritten ihm etliche junge Männer entgegen, um ihm bis zu dem Ausstellungsplatze das Ehrengeleit zu geben, wo er dann begrüßt werden sollte.

Mit gespannter Aufmerksamkeit schauten die Reiter auf den Weg hinaus nach der Richtung hin, von wo der Besuch erwartet wurde. Siehe da, mit einmal nahten sich ihnen eine Anzahl Fuhrwerke und mehrere Herren zu Pferde. Welcher von all den Herren der Gouverneur sein könnte, wußten sie nicht; jedenfalls vermuteten sie ihn in einer der Equipagen sitzend.

Die zu Pferde reitenden Herren trieben mit den mennonitischen Reitern allerlei Kurzweil, kleines Wettreiten u. s. w., und diese ließen es sich gefallen und gingen frank und frei darauf ein.

So erreichten alle den Empfangspatz. Wie erschracken aber unsere Reiter, als sie sahen, wie einer der Herren, mit dem sie auf dem Wege so frei verkehrt hatten, von den andern Herren bedient wurde, und mit welcher Ehrfurcht ihm alle entgegenkamen. Es war Lord Dufferin. Eine förmliche Angst überfiel die jungen Männer, sie möchten sich irgend etwas haben zu schulden kommen lassen, er könne ihnen ihr allzufreies Benehmen übel genommen haben. Waren sie es aus Rußland doch nicht anders gewöhnt, als daß man sich Regierungspersonen nicht anders als in respektvollster Weise nahen dürfe. Sie teilten ihre Besorgnisse Herrn William Hespler mit, der sich auch im Gefolge des Herrn Gouverneurs befand, und den mehrere der Ansiedler kannten. Dieser übermittelte die Be-

fürchtungen der jungen Männer Lord Dufferin, doch der beruhigte sie mit den Worten, es wäre alles gut so.

Bei dem Empfangsplatz war auch eine Ehrenpforte und eine Laube von Tannenzweigen errichtet worden, die von innen mit viel Blumen geschmückt war. Auch der alte Klaas Reimer hatte das Seinige dazu getan und brachte einen schönen mit Blumen geschmückten Tannenbaum und stellte ihn in der Laube auf. Hier in der Laube wurde Lord Dufferin und Gemahlin sowie die anderen Herren und Damen von mennonitischen Mädchen mit Tee mit Zitrone bewirtet.

Aus der denkwürdigen Ansprache Lord Dufferins an die Ansiedler werden stets folgende Sätze in der Erinnerung unseres Volkes lebendig bleiben.

„Ihr seid in dieses Land gekommen, wo die Leute, denen ihr euch auch zugesellen wollt, sich in einem großen Kampf befinden....

Die Feinde in diesem Kampf sind nicht menschliche Wesen....

Der Kampf, zu dem wir euch einladen, ist der Kampf gegen die wilde Natur.

Es wird nie von euch verlangt werden, eure Hände mit Menschenblut zu besudeln....

Wenn ihr nun hierher gekommen seid, Frieden zu suchen, Frieden können wir euch geben.

No. 34 des Programms

Peter T. Barkman wurde am 10. Februar 1861 im Dorfe Margenau an der Molotschna in Südrußland geboren. Im Alter von 13 Jahren kam er im Jahre 1874 nach Canada. Gegenwärtig wohnhaft in Steinbach, Manitoba.

Peter T. Barkman

Möchte hiermit einiges wiedergeben aus der Zeit, die jetzt 60 Jahre zurück liegt. Ich war damals 13 Jahre alt. Wir, meine Eltern, ich, eine Schwester und ein Bruder, kamen den 15. September 1874 bei St. Agathe auf einem kleinen Dampfboot an und stiegen früh morgens bei schönem Wetter ans Ufer. Als mein Bruder Jakob, der zwölf Jahre älter ist als ich und schon 6 Wochen früher hier angekommen war und bei Kleefeld angesiedelt hatte, die Dampferpfeife des Morgens hörte, kam er mit der Car, uns abzuholen. Damals wußten wir noch nicht, daß es mit der Car viel schneller ging zu fahren, ohne einen Ochsen vorzuspannen.

Wir luden dann die Sachen auf den Karren, auch meiner Mutter halfen wir hinauf. Vater und wir Kinder gingen zu Fuß. Als wir an eine Stelle kamen, wo der Weg weich war, und der Ochse beinahe still stand, rief der Vater — haowach. In Rußland sagten wir 'haowach' zu den Pferden, wenn sie sich in's Geschirr legen sollten. Der Ochse aber stand still. Das gefiel Bruder Jakob nicht, und er sagte Vater, das müsse er nicht sagen, denn hao meine hier in Canada Stillstehen. Vater versprach promt, fernerhin zu schweigen. Aber als wir bald wieder auf eine weiche Stelle kamen, kam das „Haowach" doch noch einmal über seine Lippen. So langmütig wie mein Bruder sonst auch war, so schärfte er es uns doch ein, das ‚Hao' sollten wir nur sagen, wenn der Ochse still stehen solle.

Wir kamen noch den 15. September abends bei Bruder Jakobs Hütte



Gen. Gouverneur Lord Dufferin



Cornelius Toews
Deputierter der Kleinen Gemeinde



John Peterson



an, dort, wo jetzt die Kleefelder Post Office ist.

Dann dauerte es noch fast 10 Tage bis wir hier in Steinbach anfingen Heu zu machen und Wohnungen zu bauen. Bruder Jakob verließ seine Heimstätte, und wir bauten uns zusammen eine Erdhütte, 2 Fuß in der Erde, 18 Fuß breit und 48 Fuß lang. Die Wände waren von Latten und verschmiert. Das Dach bestand auch aus Latten, die dann mit Heu und „Mud" belegt wurden. Von dem ganzen Gebäude gehörten 30 Fuß zur Wohnung und 18 Fuß zum Stall.

Weil schon andere vom kalten Winter 1875, dem Unglück im Red River und den Heuschrecken erzählt haben, gehe ich über zum Jahre 1876. Dann hatten wir die erste Ernte. Es wurde dann von Wiens und Braun eine kleine Dampfmühle bei Schönwiese gebaut. Auch drei kleine Windmühlen wurden vom Redriver in unsere Reserve geschleppt. Bei zweien von ihnen war mein Vater P. K. Barkman Baumeister. Eine wurde bei Tannenau und eine bei Eigenhof aufgestellt. Als Meister bekam mein Vater 50 Cent den Tag.

Die Steinbacher erhielten 1876 auch Gelegenheit, Geld zu verdienen. Wm. Hespeler, der deutsche Konsul in Winnipeg, gab uns nämlich einen Kontrakt, 825 Baumstämme aus seinem Wald 13 Meilen ost zu fahren. Die Stämme waren 20 bis 30 Fuß lang und 1 Fuß dick und dicker, wofür er uns $ 700.00 zahlte.

Die erste Dreschmaschine hier in Steinbach besaß A. S. Friesen. Sein Partner war John Carleton. Ich erinnere mich, daß. als am 14. Dezember 1876 das Unglück geschah, daß H. Wiebe, Blumenort, totfror, die Dreschmaschine bei alten Cor. Fasten stand. Es hatte die Nacht sehr gestümt. Und als wir morgens bei der Maschine zusammen kamen, wurde das Unglück da erzählt. Als John Carleton das hörte, fing der große Engländer an zu weinen und sagte, er würde gleich mal sehen gehen, ob sein Bruder Tom schon zu Hause sei. Der war mit seinem Nachbar McKenzie spät in der Nacht nach Hause gekommen. McKenzie waren die Hände und Füße auch sehr angefroren.

Nach Neujahr fingen wir an, das Holz für Hespeler aus dem Walde zu fahren und fuhren es auf der Stelle zusammen, wo jetzt K. R. Friesens Gebäude stehen.

Vater P. K. Barkman war noch an der Windmühle bei Tannenau beschäftigt, und ich, damals 15 Jahre alt, fuhr mit einem Schlitten, mit einem Paar Ochsen bespannt, auch schon Holz für Hespeler aus dem Wald. Zu Hause blieb meine Mutter mit der älteren Schwester und dem jüngeren Bruder, alles zu besorgen. Unsere Eltern werden oft mehr gedacht haben, als wir Jungens ahnten. Wir fuhren einen Tag hin, blieben im Walde nacht, den anderen Tag ging es dann mit der Fuhre nach Hause. An einen Abend im Walde erinnere ich mich noch, als wir vier oder fünf Jungen viel Spaß hatten. Wir zündeten eine Tanne mit sehr dichten Nadeln an. Die Flammen stiegen hoch über den Wald. Da sagte ein alter Onkel, wir sollten nur warten bis wir 40 Jahre alt seien, dann würden wir anders denken. Beim nach Hause fahren stand ich unten auf dem Schlitten mit dem Gesicht nach hinten, und da es nahe bei einem Baume vorbeiging, drückte ich mich zwischen Fuhre und Baum durch. Zum Glück war noch gerade so viel Raum, daß ich nicht erdrückt wurde. Und so sind wir vielleicht mehr beschützt worden, als wir wissen.

Im Mai des Jahres 1877 kaufte Onkel A. S. Friesen sich das Holz von Wm. Hespeler, eine Windmühle zu bauen. Vater P. K. Barkman wur-

de von Onkel A. S. Friesen als Baumeister gedungen, die Mühle zu bauen. Als Lohn sollte er 50c. den Tag erhalten. Es wurden 8 von den besten und dicksten 30 Fuß langen Baumstämmen ausgesucht als Ständer. Die Schmiedarbeit dazu machte Onkel Klaas Reimer. Im August 1877 wurden schon mit der Windmühle Bretter geschnitten, sie selber zu bekleiden. Im Dezember wurde schon Schlichtmehl und Schrot gemahlen bis 40 Bushel die Stunde. Im Januar 1878 wurde schon weißes Weizenmehl gemacht. Die Mühle kostete bis dahin $ 2,000.00.

Da aber der Wind wegen dem vielen Walde nicht das ausrichtete, was von ihm verlangt wurde, so entschloß Onkel A. S. Friesen sich und stellte noch im Frühjahr 1878 eine Dampf-Schneidemühle neben der Windmühle auf. Die kostete auch noch $ 1300.00. Dann wurde gemahlen und Holz geschnitten. Wenn's von oben nicht ging, wurde alles von unten getrieben.

Da die Windmühle hier in der Buschgegend nicht die besten Dienste leistete und das Holzschneiden die Dollars schneller einbrachte, so wurde Onkel Friesen sich mit ihrer drei von der Morris Gegend, (Jakob Töws, Isaak Löwen und Franz Fröse) einig, und diese kauften die Windmahlmühle von Onkel Friesen für die Summe von $1550.00. Und schon im März 1879 war Vater P. K. Barkman damit beschäftigt, die Windmühle auf Schlitten zu laden und in Rosenort bei Morris aufzustellen. Dadurch war unsere Gegend ohne Mahlmühle. Dann ließ sich einer und der andere hören, alte Barkman sei ein Mühlenmann von jung auf, der solle eine Mühle bauen. Aber womit oder wovon? Es wurde dann ein Vorschlag gemacht, die Farmer im Distrikt sollten sich verbürgen je nachdem ein jeder konnte für $25.00 bis $50.00. Und als im Herbst 1879 über ein paar Tausend-Dollar-Barschaft zusammen war, fuhr Vater P. K. Barkman nach Waterloo, Ontario, wo die Familie Schneider das Geld gegen die Bürgschaften borgte mit 6 % Zinsen. Vater Barkmans Reisekosten an Geld, außer der Retourfahrkarte, betrugen 75c. Essen nahm er von zu Hause mit, und in Ontario wurde er von den Mennoniten wieder mit Essen zur Rückreise versorgt.

Im März 1880 kamen die Maschinen in Niverville an. Das Holz zum Gebäude wurde schon im Winter aus dem Walde, 10 bis 12 Meilen südost von Steinbach, hergefahren und bei A. S. Friesens Schneidemühle bearbeitet. Alte K. Reimer nahm teil an der Mühle, und da er ein Meister in der Schmiede war, machte er die Schmiedarbeit. Die Mühle wurde aus zweiter Hand in Ontario gekauft für $ 2500.00, und sie kostete etwas über $ 5000.00 als wir im August 1880 zu mahlen anfingen. Teilhaber an der Mühle waren Onkel K. Reimer mit 3/8, Vater P. K. Barkman mit 3/8, mein Bruder Jakob T. Barkman mit 1/8 und mein Schwager Joh. S. Friesen mit 1/8. Als wir dann 1892 den 15. August das Unglück hatten, daß die Mühle abbrannte, waren die Teilhaber wie folgt: Vater Klaas Reimer 1/4, Vater P. K. Barkman 1/8, A. W. Reimer 1/4, ich, P. T. Barkman, 1/4 und Joh. J. Friesen 1/8. Im Herbst 1892 fuhr Vater K. Reimer nach Toronto, Ontario, und kaufte von John Engels die Maschinen zu einer 75 Barrel Walzenmühle und im August 1893 fingen wir wieder zu mahlen an.

Mit Johann Isaak Friesen als Geschäftsführer und mir als Müller ging es dann gut bis 1896 im November, als ich Reißung in den Beinen bekam. Ich übergab dann die Müllerei an P. R. Töws und ging in

den Maschinenhandel über. Als ich den 15. August 1892 abends von N. McCaskill kam, wo ich einen Massey Harris Binder aufgestellt hatte, ging ich schlafen. Meine Frau war noch herum und hörte plötzlich auf der Straße rufen: Die Mühle brennt! Sie weckte mich sofort, ich ergriff meine Hosen und lief ab, aber da war nichts zu tun als die Nebengebäude zu retten. P. H. Ginthers Wohnhaus war so nahe an der Mühle, daß es auch ein Raub der Flammen wurde Ginthers wohnten dann ein Jahr mit uns zusammen in unserm Hause.

Den Maschinenhandel hatte ich beibehalten, als ich 1893 wieder in die Mühle ging.

Als 1914 der Krieg begann und die Farmprodukte teuer wurden. wurden die Menschen gemächlich. Viele hatten es nicht mehr nötig, Holz zu fahren. Auch nicht mehr das Zur Mühle-fahren, Mehl zu holen. Es wurde den Farmern ins Haus gebracht. Ein treuherzig aussehender Mister H. fuhr mit Mehl und anderen Sachen bei den Farmern herum, diese gaben ihm Geld im voraus auf Mehl und andere Ware, oder liehen es ihm einfach. Einige bis $200.00.

Da wurde unser Manager J. J. Friesen mutlos, und wir wurden uns einig, die Mühle für den Preis von $12,500.00 zu verkaufen. Den 8. April 1918 kauften ich und meine Kinder B. P. Janz, Jak. S. Rempel und K. R. Barkman die Mühle von Reimer, Barkman und Friesen für die obige Summe mit allem was dazu gehörte außer den Büchern mit den ausstehenden Geldern.

Aber uns sollte es auch noch nicht Reichtum bringen. Den 28. September 1920 wurden wir um halb drei Uhr morgens geweckt mit dem Ruf: die Mühle brennt. Bis Frühstück war alles niedergebrannt. In der Brandordnung hatten wir die Mühle nur mit $6000.00 stehen. Damals nahm unsere mennonitische Feuerversicherung wohl Mühlen auf, aber nicht höher als auf $6000.00. Von diesem Brandgelde wurden uns dann noch $600.00 abgezogen, da die Dampfkessel nicht mitverbrannt waren.

Was uns zur Freude gereicht ist, daß wir in den 40 Jahren mehr Brandgeld gezahlt haben als uns für die beiden abgebrannten Mühlen ausgezahlt wurde. Damit schließen wir unsere 40-jährige Mühlengeschichte.

Freiwilliges

Unter anderen berichtet Johann B. Töws ausführlich über den Tod durch Erfrieren des Heinrich Wiebe. — J. B. Töws wurde am 30. März 1865 im Dorfe Margenau, Molotschna, Südrußland, geboren. Er kam im Alter von 9 Jahren nach Canada. Gegenwärtig wohnhaft in Ste. Anne, Manitoba.

Johan B. Toews

Die Beschwerden und Widerwärtigkeiten unserer Vorfahren, die uns in dieses Land der Freiheit brachten, waren sehr verschiedenartig. Die Schicksale und tragischen Unglücksfälle waren, wenn auch nicht in allen Fällen, so doch oft die Folgen der unvollkommenen primitiven Einrichtungen, die ja selbstverständlich bei einer neuen Ansiedlung in einer ganz wilden Gegend obwalten. Auf schon von andern Vorgeführtes wollen wir nicht weiter eingehen, nur von einem sehr folgenschweren Ereignis möch

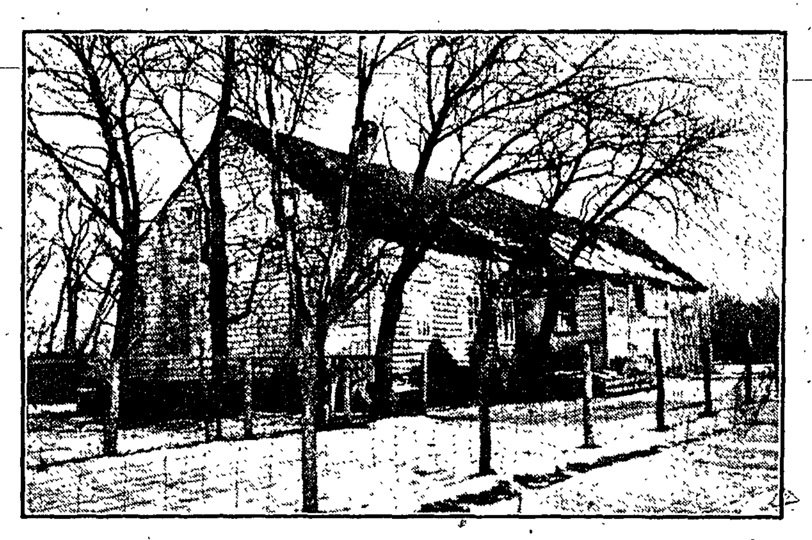
ten wir in Kürze erzählen.

Es war im dritten Jahre unserer Ansiedlung anno 1876 am 13. Dezember als wir, eine Gruppe von etwa 10 oder 12 Mann mit beinahe soviel Fuhrwerken (Schlitten mit Ochsen bespannt) aus dem damaligen Dorfe Blumenort (vier Meilen nord von Steinbach gelegen) uns in der Morgenfrühe auf den Weg machten, um aus dem Walde, den wir von der Regierung käuflich, ich denke für $1.00 den Acker, erworben hatten, Holz zum Bauen und für ähnliche Zwecke zu holen. Die Strecke zum Walde betrug etwa 10 Meilen in südöstlicher Richtung.

Wenn ich oben sagte — wir, so möchte der werte Zuhörer wissen, daß ich als 11-jähriger Junge mit Vater und einem älteren Bruder zusammen diese verhängnisvolle Waldfahrt mitmachte. Außer mir war noch ein Junge aus der Nachbarschaft, der 13 Jahre zählte, mit in der Reisepartie.

Es war ja Winter, und die früheren Winter waren durchgängig schärfer als die späteren. An jenem Morgen (wir standen um 3 Uhr auf und machten uns fertig) war das Wetter ausnahmsweise mild; was wohl auch dazu beitrug, daß meine gute Mutter — ich glaubte ja selbstverständlich die beste Mutter die meine zu nennen — die Erlaubnis gab, daß ich die Reise mitmachen durfte. Der Weg führte uns bei der Quelle, wo wir die Ochsen tränkten, und wo später Dr. J. Warkentin und jetzt Ar. W. Reimers wohnen, vorbei. Dann durch Gesträuch und Wald weiter über den Seine River. Während wir im Walde arbeiteten, schien die Sonne freundlich. Auch schneite es noch mitunter, so daß die Fußbekleidung (Mocasins) und Hosen bis ans Knie ganz naß wurden.

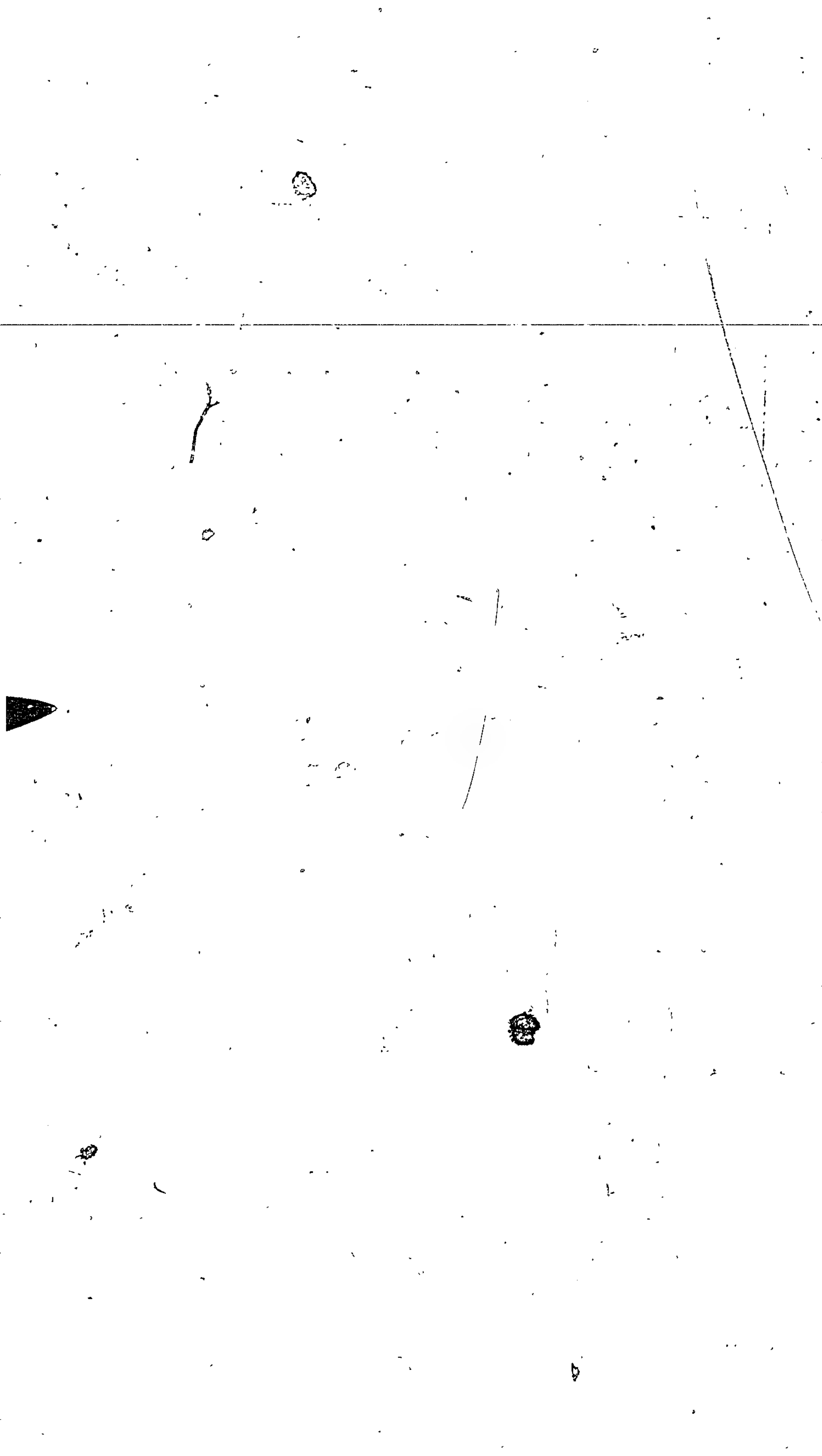
Nachdem das Holz geladen war, machten wir uns um etwa 1 oder 2 Uhr nachmittag auf den Heimweg. Wie schon vorher bemerkt, es war ein wunderschöner Tag, vielleicht etliche Grad über dem Gefrierpunkt um die Mittagszeit. Die Heimfahrt ging bis soweit ohne irgendein Hindernis gut voran bis etwa um 4 Uhr. Wir waren vielleicht in der Gegend, eine halbe Meile süd von da, wo jetzt das Ridgewood Schulhaus steht. Das Schulhaus war ja zu jener Zeit noch nicht gebaut, auch keine abgezäunten Sektionslinien; und wir fuhren in schräger nordwestlicher Richtung durch den Wald. Da ganz plötzlich trieb uns ein so schrecklicher Schneesturm entgegen, daß ein Vorwärtskommen fast unmöglich wurde. Das Gesträuch war bald so vollgeblasen, daß die Ochsen die beladenen Schlitten nicht mehr durch den tiefen Schnee ziehen konnten. So wurde Holz abgeladen, erst etwas, später mehr. Unter großen Anstrengung wurde die Reise gegen Sturm und Schnee fortgesetzt. Es wurde oft angehalten, um uns zu vergewissern, ob wir noch die Bahn hatten, und ob auch alle zur Gesellschaft Gehörigen noch beisammen waren; denn es war schon finster geworden. So kamen wir mit großer Mühe wieder bis zu der schon erwähnten Quelle, wo gerade an der Westseite derselben im Sommer vorher Wiese gebrochen war. Vor uns hatten wir eine ganz offene Gegend, wo der Sturm freies Spiel hatte. Er hatte in seiner Gewalt noch nicht nachgelassen. Das Dorf Blumenhof mit etwa 10 oder 11 Farmern, wo zur Zeit H. H. Enns und Joh. R. Töws wohnen, lag gerade eine Meile westlich von uns. Wie schon erwähnt, Zäune (fences) gab es in jener Gegend noch keine; und so wurde der Schnee von jenen aufgepflügten Furchen mit den Händen weggeschafft — die Furchen, das wußten wir, zogen sich von Süden nach Norden — um dadurch eine Richtung gegen den Wind zu nehmen, um



Ein auch heute noch bewohntes Haus aus der Pionierzeit in Steinbach (Besitzer: G. G. Kornelsen)



Eine Pionierwohnung aus dem ersten Winter



das vorerwähnte Dorf zu treffen. Unsere Reisegesellschaft war zum Teil schon sehr entmutigt. Der Sturm heulte, der Schnee fror uns am Gesicht fest. Die Kleidung war unvollkommen und dünn; das Fußzeug, naß bis ans Knie, fror zu einem Stück Eis. Von mir selbst, als dem Kleinsten damals, kann ich soviel sagen, daß die Füße mir froren, aber wie kalt es eigentlich da bei den Zehen war, ahnte ich nicht; denn als wir an dem warmen Kaminfeuer im Hinterhaus der Familie Dr. Warkentin die Kleidung auftauten, zeigte es sich, daß die Füße etwas angefroren waren. So wohl auch bei den andern aus der Reisegesellschaft.

Wie es ja auch oft bei anderen ähnlichen schweren Bedrängnissen geschieht, daß sich heldenhafte Männer hervortun, so hatten wir auch hier den Onkel Cornelius Penner (er starb im Jahre 1899 fast plötzlich im Dorfe Blumenort.), der sich der Gesellschaft annahm, Mut zu sprach und nachsah, daß keiner abirrte. Unser Vater Peter Töws, der mehr los war, da mein Bruder und ich die Ochsen trieben, leistete auch Hilfe. Und so gingen die beiden oft voran und suchten die rechte Richtung gegen den Sturm. Und so wurde auch unter dem Schutze von höherer Hand das Ziel glücklich erreicht.

Das Ziel erreicht. — Wir kamen blindlings gegen einen Zaun, und bei genauer Untersuchung vermochten wir hin und wieder Lichter zu unterscheiden durch den Sturm; denn er ließ wohl mit Unterbrechungen etwas nach. Wir waren ganz nahe an dem Hause des damals jungen Cor. Plett. Die Dorfstraße, an beiden Seiten mit einem Lattenzaun abgezäunt, war hoch voll Schnee getrieben. Um doch weiter zu kommen, wurde der Zaun an der Südseite der Straße aufgemacht. Unsere Anführer gingen noch nachsehen, ob noch alle von der Gesellschaft da waren und sie zählten noch, da wir durch den Zaun fuhren. Und ich erinnere mich, daß sie dann sagten, wohl aus innerer Befriedigung und Dankbarkeit gegen Gott: So, jetzt sind wir alle gerettet! Aber, Gott sei es geklagt, es sollte noch schlimmer kommen. Indem sie glaubten, wie schon bemerkt, daß wir mehr in Sicherheit seien, weil wir so nahe an der Dorfstraße entlang fuhren und die Lichter in den Häusern hin und wieder sehen konnten, so wurde nicht so viel acht gegeben. Der Sturm ließ zudem nach und die Sterne fingen an durchzuscheinen. So setzten sich wohl einige der ermüdeten Männer auf ihre Schlitten, mit dem Rükken gegen den Wind und, um mehr Schutz zu haben, konnten also auch das Licht in den Häusern nicht so gut sehen, und überließen sich ihren Zugtieren, die wohl den andern folgen würden. Doch wurde es auch den Ochsen überdrüssig, immer gegen den Wind anzukämpfen und so drehten sie links ab, von den Häusern weg. Und so geschah es, daß drei Männer mit ihren Fahrzeugen abirrten. Onkel Abraham Reimer (er war Schmied und der Vater des jetzt noch lebenden Klaas P. Reimer, Blumenort) hatte da umhergeirrt, man weiß nicht gerade wie lange, vielleicht eine halbe Stunde, hatte sich aber wieder zurechtgefunden und sein Heim erreicht. Onkel Peter Penner (Vater des in Clearsprings wohnenden Peter P. Penner) kam auch nach einigem Umherirren zu seiner Familie. Sie wohnten nämlich bei Dr. Isaak Warkentin, dessen Frau seine Schwester war, und weil ich mit meinem späteren Schwager Isaak Penner und Peter Fast, dem schon vorher erwähnten 13-jährigen Jungen, bei Warkentins zur Nacht war, so erinnere ich mich sehr klar, wie die Kinder, da sie den Vater mit so angefrorenem

Gesicht hereinkommen sahen, weinten und schrieen.

So waren denn einige von uns schon in Blumenhof eingekehrt, andere wollten noch nach Hause ins nächste Dorf Blumenort, etwa 1½ Meilen weiter. Die meisten haben es auch erreicht, nur Heinrich Wiebe nicht. Weil er schon, während wir noch beisamen waren, sehr ermüdet und mutlos und durch die Kälte niedergedrückt war, so hatten die, die weiter nach Blumenort gefahren waren, geglaubt, er sei auch in Blumenhof geblieben. Wieder die, die in Blumenhof geblieben waren, glaubten, er sei weitergefahren. Telephon gab es damals noch nicht, sonst wäre wohl nachgefragt worden, und es hätte gesucht werden können, da sich nach 10 oder 11 Uhr der Sturm gelegt und der Himmel sich aufgeklärt hatte. So aber beruhigten sich die Gemüter, obwohl einige doch wohl etwas Schlimmes ahnten, wie auch Wiebes Frau (sie ist meine Schwester) mit ihren drei Kindern.

Die Nacht war eine bitter kalte. Schon am Abend, nachdem sich der Sturm gelegt und der Himmel abgeklärt, war es um etwa 11 Uhr 30 Grad nach Reamur. Der Morgen kam. Die Sorgen stiegen höher. Es wurde nachgefragt und Boten ausgeschickt ins Dorf Blumenhof. Nirgends war der Vermißte. Männer machten sich auf die Suche. Dann klärte sich die Ungewißheit, indem sie den vom Frost erstarrten Körper des Unglücklichen in krumm zusammengesunkener Stellung fanden. Die Ochsen waren ausgespannt und losgelassen; der Zaun gerade nördlich von der Farm des Bachelors Tom Slater, zurzeit Tom Mooneys Platz, war zum Teil aufgerissen, die Axt in den Zaunpfosten geschlagen. Es wurde angenommen, daß Wiebe das Licht im Hause Slaters gesehen und mit letzter Anstregung versucht habe, durch den Zaun dorthin zu gelangen, dabei aber zusammengebrochen sei. Die erstarrte Leiche wurde dann in unser Haus gebracht. Die nach Trost ringende Witwe kam etwas vorher in unser Haus, und ich erinnere mich ganz klar, wie sie sich auf einen Sessel niederwarf und ihren Schmerz niederzuringen suchte. So endete das junge Leben eines unserer hoffnungsvollen Pioniere.

Zu berichten wäre noch, daß Heinrich Wiebe, der Verstorbene, Diakon der Kleinen Gemeinde war. Er suchte einen ernstlich frommen, unbescholtenen Lebenswandel zu führen. Seine Witwe lebt noch und weilt heute auch hier unter uns.

Henry Enns,

auch einer der Einwandererpioniere, gegenwärtig wohnhaft in Rosenort bei Morris, Manitoba, sandte das Folgende ein als Ergänzung zu seinen Mitteilungen auf der Feier, die auch unter „Freiwilliges" gemacht wurden.

Eine Episode, die die Delegaten Klassen und Cornelius Töws zu bestehen hatten, als sie im Jahre 1873 im Interesse der Kleinen Gemeinde nach Ameriika fuhren, um ein Asyl für ihr Häuflein zu finden, kann doch kaum unerwähnt bleiben.

Um das Land in der Umgegend bei Portage la Prairie in Augenschein zu nehmen, schickte die Regierung ein Fuhrwerk von Fort Garry aus mit Proviant und Diener versehen. Als diese nahe am Ziele waren, passierten sie ein Indianerlager am River. Die Indianer kamen nun wohl aus Neugierde an den Reisewagen herange

ritten. Der Kutscher, wohl aus Übermut und Frechheit, schwang seine Peitsche in der Richtung nach einer Rothaut, die ganz nahe neben dem Wagen ritt. Das war dem Manne zu viel, er ritt zurück zum Lager und schlug Alarm, und in kurzer Zeit umschwärmten seine Genossen unsere Reisenden. Diese hatten kaum Zeit, sich im Quartier in Sicherheit zu bringen. Die Indianer wollten den Schuldner haben. Konsul Wilhelm Hespeler, der ihnen als Berater mitgegeben war, stellte sich mit dem Revolver an die verschlossene Tür und sagte zu Klassen und Töws: „Ihr seid ja wehrlos, darum zieht euch nur zurück, und ich werde schießen wenn es darauf ankommt". Sie hatten aber gleich zu Anfang, wohl heimlich, einen Reiter zurück nach Fort Garry geschickt, Soldaten zu holen. Diese kamen mit Morgengrauen dort an; und so war die Gefahr abgewendet. Hätten die Indianer aber des Schuldners habhaft werden können, sie hätten ihn wohl in Stücke zerrissen oder skalpiert. Wenn es gilt, Rache zu üben, so sind die Rothäute wohl kaum besser als die Weißen.

Delegat David Klassen starb hier in den 80 er Jahren alt und lebenssatt. Cornelius Töws starb in Green land bei Steinbach den 21. Februar 1908. Wir halten sie beide in liebendem Andenken.

Äußerungen der Presse gelegentlich der Jubiläums feier

Steinbach Post:

Zum 60 jährigen Jubiläum

Sechzig Jahre sind verflossen seit dem Tage, als die erste Gruppe mennonitischer Einwanderer über den Red River setzte, und so erstmalig das Land betreten wurde, das vielen unserer Glaubensbrüder zur lieben Heimat werden sollte. 60 Jahre — eine lange Zeitspanne im Leben des einzelnen Menschen — oft ein ganzes Menschenleben —, eine kurze Zeit im Leben unsres Volkes — schaut doch auch unser mennonitisches Volk auf eine 400 jährige Geschichte zurück —, ein Augenblick im Leben der Menschheit. 60 Jahre — das geschichtliche Heute, was weiter zurück liegt, ist geschichtliches Gestern, wird Überlieferung. Heute leben in unserer Mitte noch einige Zeugen jener denkwürdigen Tage, als die Mennoniten das erste Mal ihren Fuß auf diesen Boden setzten. Sie waren damals Kinder noch, und mit Kinderaugen und mit kindlichem Gemüt haben sie das historische Geschehen aufgenommen. Immerhin aber waren sie mit dabei, waren mit handelnde Personen und können uns heute noch persönlich ihre Erlebnisse und Eindrücke wiedergeben. Vor 10 Jahren, bei der 50 jährigen Feier, waren ihrer noch viele. Damals hatten sie noch die Führung bei der Vorbereitung der Feier in der Hand. Heute ist ihre Zahl zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen, und auch diese stehen schon abseits von dem Trubel, die solche Festvorbereitungen mit sich bringen. Sie sind müde geworden. 60 Jahre Ansiedlungsleben haben sie matt gemacht. Und wenn nach 10 oder 15 Jahren das nächste Fest gefeiert werden sollte, dann werden schon nur die Nachkommen der ersten Pioniere sich dazu zusammenfinden, und sie werden nur zu erzählen wissen, was ihre Väter ihnen erzählt haben, und das wird dann nicht mehr so unmittelbar wirken, und manches mag dann schon Ausschmükkungen erhalten, wie sie die Überlieferung so gerne hat. Darum ist unsere heutige Feier von so besonderer Bedeutung, weil sie, nach menschli

chem Dafürhalten, die letzte ist, an der die Zeugen jener bedeutungsvollen Zeit mitfeiern.

Wenn ein Volk bedeutende Begebenheiten aus seiner Geschichte feiert, so sind das in der Regel die Begebenheiten, die eine Wendung zum Guten in seinem Schicksal bedeuten. Und so muß auch die heutige Feier gewertet werden. Es wird heute, wo das ganze Wirtschaftsleben so darniederliegt und wo vielerorts, auch in mennonitischen Kreisen, die Knappheit im Allernotwendigsten an Mangel ja gar an Not grenzt, oft schwer, sich den klaren Blick für das Ganze zu bewahren und nicht in Murren zu fallen. Wer aber weiter sieht und für Zusammenhänge Verständnis hat, wird erkennen, daß trotz aller Nachteile, die unserer Ortschaft, der Ostreserve, anhaften, sie Vorzüge besitzt, die gerade jetzt schwer ins Gewicht fallen. Wie schwer der Anfang unserer Pionierväter auch gewesen ist, wie mager unser Boden auch sein mag, so bleibt es doch Tatsache, daß, während anderorts die schwere Weizenfarmerei auf Relief sitzt, wir hier unser eigen Brot essen. Auch eine andere Erscheinung läßt erkennen, daß unsere Ortschaft unbestreitbare Vorzüge aufweist: Während aus anderen Landstrichen die Bevölkerung flüchtet, weil der Boden sie nicht mehr ernährt, wächst die Bevölkerung der Ostreserve. Allenthalben trifft man hier Landsucher, die sich ein neues Heim gründen wollen. Immer wieder kommen Söhne unserer Reserve zurück zu ihrer Heimatscholle, nachdem sie sonst wo ihr Glück gesucht, gelegentlich auch gefunden, aber wieder verloren haben, weil ihm der rechte Grund fehlte. So ist die Ostreserve so recht die Mutter ihrer Kinder geworden, zu der man zurückkehrt, wenn man am Ende ist, und von der man wieder aufgenommen und nicht getäuscht wird.

Wenn heute, nach einem 60-jährigen Bestehen, unsere Ansiedlung das Jahr ihrer Gründung durch eine Feier festlich begeht, so ist das nicht lediglich eine Erinnerungs- sondern auch eine Danksagungsfeier für eine gnädige göttliche Fügung, die die Schritte unserer Väter gerade hierher, in diese buschige, sandige, steinigte Gegend gelenkt hat, die niemand über Nacht reich werden läßt, die aber noch immer, auch in den schlechtesten Zeiten, ihre Kinder vor Not durft bewahrt hat.

Steinbach Post:

Zur Jubiläumsfeier

Von G. G. Kornelsen

— Vor 60 Jahren landeten unsere Vorväter als Pioniere einer der größten Mennoniten Kolonie dieses Landes auf der Ostseite des Red Rivers, daher diese Ansiedlung den volkstümlichen Namen „Ostreserve" erhalten hat.

— Ungeachtet was andere mennonitische Ansiedlungen später erreicht, die Ostreserve behält das Recht als erster Sammelplatz eines Ansiedlungsprojektes, das einzigartig auf dem nordamerikanischen Continent dasteht.

— Physikalisch stand die Bodenbeschaffenheit auf der Ostreserve einem leichten Broterwerb entgegen; Busch, Sumpf und Steine lagen hemmend im Wege, und die Ansiedlung erfuhr in der ersten Existenzperiode eine beträchtliche Ablenkung nach der Westseite des Red Rivers, wo baumlose Landesstrecken mit höchst fruchtbarem Boden in unermeßlicher Fülle bereit lagen. Doch die Ostreserve behauptete in aller Zähigkeit ihren Platz.

— Anfangs der 90aer Jahre bereiste H. Brügemann, Editor und Gründer der ersten deutschen Wochenzeitung Westkanadas „Der Nordwesten", di

Ostreserve und aus seinem darauf folgenden Reisebericht entnehmen wir etwa folgendes: „Die Leute auf der Ostreserve sind nicht schlechter ab als in irgend einer Ansiedlung unseres Landes. Im Dorfe Bergtal haben die Leute über 1000 Schafe — Steinbach weist sogar eine industrielle Tätigkeit auf, die wir nie erwartet hätten, neben einer Dampfmühle bestehen wohlgeführte Kaufläden, hustende Dampfmaschinen und rauchende Schloten erinnerten uns mehr in einem Fabrikstädtchen als in einem Bauerndörflein zu sein." —

— Im kirchlichen Leben bewahrten unsere Pioniere eine konservative Richtung. Man hielt auf sonntägliche Gottesdienste in gewöhnlichen Andachten mit Predigt, Gesang und vorwiegend stillem Gebet. Missionsbetätigungen wurden beschränkt auf Mithilfe an Glaubensgenossen, da die wirtschaftliche Lage auch ein weiteres nach außen Wirken nicht gut möglich machte. Hier nur ein Beispiel von brüderlicher Handreichung: Im Westen, unweit Edmonton, siedelte eine größere Gruppe armer Lutheraner an. In ihrer Not bereiste einer ihrer Prediger unter anderm auch unsere Ostreserve. Er wurde reichlich bedacht mit freiwilligen Spenden als Nahrungs- und Bekleidungsmittel, Viehbestand u.s.w., um jenen deutschen Landsleuten weiter zu helfen. —

Free Preß:

Ankunft der Mennoniten in Winnipeg vor sechzig Jahren

Am 31. Juli 1874 landete eine Gesellschaft von 380 Mennoniten in Winnipeg, und nach einer langweiligen Reise auf dem Dampfer „International" den Roten Fluß hinab muß die kleine Stadt an der Vereinigung der beiden Flüsse den reisemüden Wanderern anheimelnd und schön erschienen sein. Gewiß — da es das Ende einer Reise von den Ufern des Asovschen Meeres in Südrußland, eine halbe Welt entfernt, bedeutete, dürften die Gruppe von Kaufläden mit ihren hohen falschen Fronten und die hastig aufgebauten doch anheimelnden Wohnungen an den weiten Straßen den enttäuschten Suchern eines Zufluchtshafens wie das Paradies selber erschienen sein.

Und sie waren nur die westlichen Vorläufer der Vielen, die in den ersten 50 Jahren jenen gefolgt sind. Gegenwärtig werden in Canada 88736 Mennoniten gezählt.

Das Kommen dieses Volkes nach dem Westen wurde vor jenen 60 Jahren einerseits mit keinen guten Ahnungen, andererseits jedoch mit vertuschtem Beifall begrüßt. Einige sagten, daß um ihrer religiösen, philosophichen und soziologischen Ansichten willen die Mennoniten unerwünscht seien; andere wieder zeigten auf die Tugenden hin, die die Mitglieder dieser Sekten auszeichnen, forderten fair play und Nachsicht bis sie Gelegenheit hätten, ihren Wert oder Unwert für den Aufbau des neuen Landes zu zeigen. Und heute, nach 60-jähriger Arbeit ist es interessant und von großem Wert, die Beiträge abzuschätzen, die die Mennoniten Canada im allgemeinen und Manitoba besonders gemacht haben.

Diese Beiträge sind — andere unglückselige Mißverständnisse sowie eine preiswürdige Festigkeit an sich in religiöser Beziehung außer Acht lassend — einzigartig. Und wie man sie auch kritisieren könnte, der Westen ist den Mennoniten viel schuldig. Kurz, sie beweisen die Falschheit einer so lange krampfhaft festgehaltenen Annahme, daß die kahle und baumlose Prairie für Farmerei ungeeignet sei und erschlossen damit Tausende von Ackern Landes für Besiedelung; sie führten den Anbau und Bearbeitung von Flachs ein; sie zeigten, wie man Herr über die (russische) Distel wer-

den konnte; sie führten die Georginen ein — die schönste der kultivierten Blumen; sie brachten den Maulbeerbaum mit sich; der zwar ein Anpassungsvermögen zeigte, jedoch nicht Verbreitung erfuhr; die Mennoniten waren die ersten, Bäume aus den bewaldeten Plätzen in der Prairie anzupflanzen und so ein blühendes schattiges Paradies zu schaffen, wo einst nur Strauch und Salbeibüschel wuchsen. Was für eine Bedeutung diese Beiträge für unser Land haben, kann nur nach gründlicher Überlegung abgeschätzt werden. Doch auch schon bei flüchtiger Übersicht sind sie fesselnd . . . .

Und am 31. Juli 1874 kamen die ersten 380 Seelen dieser Gruppe den Roten Fluß herab. An der Mündung des Rattenflusses in den Roten wurde gerade lange genug angehalten, die meisten ihrer Habseligkeiten ans Land zu bringen. Dann setzte man die Reise fort nach Winnipeg.

Es ist recht interessant, zeitgenössische Berichte über die ersten Immigranten zu lesen. Die „Free Preß" vom 1. August 1874 hatte folgendes zu berichten: „Die Männer, aus denen diese Gruppe besteht, scheinen genau die rechten Leute — in physischer Hinsicht — für das Pionierleben zu sein . . . . Die Stadt war heute während des größten Teiles des Tages außerordentlich belebt; Kaufläden, besonders die Kurzwarenläden, Plätze in denen landwirtschaftliche Maschinen und Geräte verkauft werden, sowie diejenigen, wo mit Lebensmitteln gehandelt wird, wurden von den Neuankömmlingen förmlich belagert. VielGeld scheint ein besonderes Merkmal der Mennoniten zu sein; nichtsdestoweniger sind sie der Gewohnheit verfallen, wegen der Preise zu feilschen, und man nahm sich Zeit, vom Preise eines Artikels, der $50.00 wert war, 5 Zents abzuhandeln . . . . Den ganzen Tag lang konnte man die Einkäufer zurück zu ihrem Hauptquartier gehen sehen, schwer beladen mit Heugabeln, Sensen, Wetzsteinen, Kaffeemühlen, Bratpfannen, Eßwaren, Geschirr, Kartoffeln und ungezählten anderen Artikeln, die dem Pionier Manitobas nützlich und angenehm erschienen."

Etwas Vorstellungskraft kann diese Szene lebendig machen, ja in Bewegung bringen. Die Männer, in nüchternes Schwarz gekleidet vom Fuße bis zum Scheitel; die Frauen, auch wie jene in dunkeln Farben gekleidet, doch mit grellen Tüchern um ihre Köpfe geknotet; dazu die tiefernste Miene der ganzen Gruppe — alles dieses muß einen bleibenden Eindruck auf die Bewohner der Stadt gemacht haben . . . .

Kommentar eines Historikers

Der Historiker C. H. Smith kommentiert über diese Kuriosität der Pionierzeit folgendermaßen: „Diese große Siedelung der Mennoniten auf der unfruchtbaren Prairie des südlichen Manitobas war den Bewohnern der stark wachsenden Stadt Winnipeg von noch größerem Interesse, als diejenige im Osten. Bis zu dieser Zeit galt es als unpraktisch und undurchführbar, auf offener Prairie anzusiedeln; die Nähe von bewaldeten Strecken galten als unerläßlich. Niemand hatte bis damals den Mut gehabt, auf offenen Plätzen, fern von Beheizungsmaterial und Busch anzusiedeln. Eine Siedlung eingeborener Heimstättler war der bewaldeten Strecke entlang des Fußes der Pembina Berge, einige 60 Meilen westlich vom Roten Flusse,gegründet worden; die Prairie jedoch zwischen den Bergen und dem Flusse war noch jungfräulicher Boden, gänzlich unbewohnt, falls man die Prairiehenne die Moschusratte und ihre Verwandtschaft ausschließt. Die Mennoniten, deren Vorväter die unfruchtbaren Steppen Südrußlands in reiche

blühende Gärten verwandelt hatten, fürchteten augenscheinlich die Einsamkeit der offenen Prairie nicht. Sie waren die ersten Siedler in Canada die es bewiesen, daß es ebensogut möglich ist, auf offener Prairie ein Heim zu gründen, als auch in, oder nahe einer bewaldeten Landschaft."

Verdienen Annerkennung

Dieses ist ein Beitrag, für den die Geschichte den Mennoniten für immer Annerkennung schuldig bleiben wird. Der Mut und die Tapferkeit dieser frühen Siedler verdienen Respekt. Doch diese unternehmenden Pioniere standen hier nicht stille; sie brachten Setzlinge des Ahorns, der Pappel, den Lebensbaum (Thuja Lima.), den Pflaumenbaum, die Preißelbeere, die schwarze Johannesbeere und viele andere Bäume und Sträucher aus den Wäldern der Ostreserve und pflanzten sie in ihren Dörfern, wo sie im Laufe der Jahre großartigen Wachstum entwickelten. Sie sollten nicht bloß der Verschönerung dienen, sondern auch Nutzen bringen. Und wenn man in Erfahrung bringt, daß seinerzeit 62 solcher Dörflein auf der Mennonitenreserve zerstreut lagen, kann man sich besser vorstellen, was für einen Eindruck diese alle in ihrer Gesamtheit auf das Bild der Landschaft ausgeübt haben.

Viele dieser Dörfer sind mit dem Zusammenbruch des alten Gemeindelebens verschwunden, und das Eindringen nichtmennonitischer Geschäfte in andere hat ihr Aussehen verändert . . . .

Vergleiche angestellt

Sie waren eine mustergültige Gruppe, was immer auch gesprochen werden sollte und öfters werden sie mit den „Neumennoniten" verglichen und nur zu oft ziehen die letzteren den Kürzeren; denn sie waren nüchtern; fleißig und ehrlich. Die Jahre haben ihren Wechsel gebracht, und nicht nur den Charakter einiger der Sekten geändert, sondern, wie gesagt wird, auch in der Organisation der Kirche.

Das Letztere ist gegenwärtig allgemeine Geschichte und ist eine Folge des Munizipalitätsaktes von 1880, der das ländliche Manitoba in selbst verwaltende Körperschaften organisierte. Die Mennonitenreserven waren natürlich nicht ausgeschlossen worden. Augenblicklich wallte eine große Erregung auf — man hatte doch so seine eigenen Ansichten über die weltlichen Behörden. Doch fanden sich einige Mitglieder der verschiedenen Sekten, die mit einigen Ideen westlicher Zivilisation durchtränkt geworden waren; sie begaben sich auf das Gebiet der Selbstverwaltung, anfangs unschlüssig, dann aber mit großem Eifer. Eine Spaltung war unvermeidlich, denn sofort, nachdem sie ihre bzw. Kirchenregel übertreten hatten, wurden sie prompt aus der Gemeinde ausgeschlossen. Und schließlich kam die Zeit, wo anno 1891 die Neumennonitische Kirche im Unterschied zu der Altmennonitischen gegründet wurde. Die Neue Gemeinde ist mehr tolerant in ihren Ansichten der Zivil-Obrigkeit und anderen Tendenzen der modernen Zeit gegenüber.

Schul - Frage

Diese Spaltung wurde vertieft durch die Schulfrage. Laut dem alten Abkommen von 1874 wurde den Mennoniten die Jurisdiktion ihrer Schulen anvertraut, doch weigerten sie sich beharrlich, die englische Sprache in ihren Schulen zu lehren. Dieser Umstand wurde, nachdem die Stufen von Widerspruch, Passivität und dem darauffolgenden Totenpunkte der Reihe nach passiert worden waren, schließlich geheilt, und gegenwärtig wird die englische Sprache auch vom Lehrplan der mennonitischen Schulen verlangt. Der größte Teil der Einwürfe kam übrigens von

den Altmennoniten.

Beide Gemeinderichtungen jedoch, die alte, sowie auch die moderne, halten an der Wehrlosigkeitslehre fest. Diese, sowie andere Umstände, die sie als Verletzungen der von ihnen erhaltenen Zusage ansehen, sind teilweise für die Emigration, größtenteils übrigens der Mitglieder der alten Kirche, nach Mexiko anno 1922, nach Paraguay 1926 und nach Brasilien (?) 1929, verantwortlich.

